

Fachhochschule Bielefeld

Fachbereich Gestaltung

Studiengang

Master Of Arts Gestaltung

Masterarbeit

Wissenschaftliche Thesis

Fluchtpunkt Wildnis

unberührte Natur als kulturelle Reibungsfläche

vorgelegt von: Peter Hampel

Matrikel-Nr. 106606

Erstprüfer: Prof. Dr. Martin Deppner

Zweitprüfer: Prof. Roman Bezjak

Bielefeld, 25. 6. 2008

*O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!*

Joseph von Eichendorff

*Alleingängerisch, wieder
Und wieder, rauscht,
über die Meldetürme hinweg,
eines großen weißen Vogels
rechte Schwinge
hinzu.*

Paul Celan

The role of science, like that of art, is to blend exact imagery with more distant meaning, the parts we already understand with those given as new into larger patterns that are coherent enough to be acceptable as truth.

Edward Osborne Wilson

Inhalt

	Seite
1. Einleitung	4
1.1 Spurensicherung	4
1.2 Natur – Wildnis – Landschaft	6
1.3 Absichtserklärung	11
2. Wildnis im Diskurs	13
2.1 äußere Wildnis	13
2.1.1 Flächenschutz	14
2.1.2 Prozessschutz	15
2.1.3 Wissenschaft als Rückzugsraum von Wildnis	17
2.2 innere Wildnis	17
2.2.1 Wildnis als leibliche Notwendigkeit	17
2.2.1.1 Biophilie	17
2.2.1.2 Anthropologische Grundlagen und Strukturkräfte	19
2.2.1.3 Wildnis als entwicklungspsychologisches Grundbedürfnis	21
2.2.2 Wildnis als geistige Projektionsfläche	25
2.2.2.1 Das Unbewusste als innere Wildnis	25
2.2.2.2 Tamtam um Totem und Tabu	27
2.2.2.3 Wildes Denken	29
2.3 mediale Wildnis	32
2.3.1 archaische Wildnis	32
2.3.2 Pan, griechischer Gott der Wildnis	35
2.3.3 Tacitus und die wilden Germanen	37
2.3.4 Hexen, Werwölfe, Wasserspeier – Wildnis im Mittelalter	40
2.3.5 Locus amoenus und Locus terribilis	45
2.3.6 erhabene Wildnis	47
2.3.7 Romantik, die Flucht hinter den Zaun	50
2.3.8 Who's afraid of Red, Yellow and King Kong?	54
2.3.9 aktuelle Wildnis	58
3. Resümee	59
4. Literaturverzeichnis	60
5. Abbildungsverzeichnis	63

1. Einleitung

1.1 Spurensicherung

Ein gellender Schrei durchschneidet die Nacht. Zuckende schwarze Gesichter, die Haarpracht mit exotischen Tierschädeln geschmückt, die Augen in wilder Extase verdreht. Im Hintergrund fällt Feuer lavagleich die gewaltigen Felsen hinab.

Etwas bricht durchs Unterholz. Etwas Großes. Etwas sehr Großes.

Zwei riesige Fäuste durchstoßen die Dunkelheit, befühlen kurz das blonde Haar der weißen Frau und reißen sie aus dem Lianengestell, in das sie gefesselt ist. Ann Darrow wird an der riesigen, mit dichtem schwarzem Fell bewachsenen Gestalt emporgehoben und findet sich wieder Auge in Auge mit dem größten Untier, das sie je gesehen hat. Das Gesicht eines Gorillas füllt das riesige Cinemascope.¹

Schnitt

Eine andere weiße Frau, ein anderer Dschungel. Michaela Schaffrath, bekannt geworden als Pornostar unter dem Namen Gina Wilde, muss sich in einen gläsernen Sarg legen und wird unter ein Plexiglasgestell geschoben. Die TV-Moderatorin Sonja Zietlow zählt einen kurzen Countdown und 40.000 Kakerlaken fallen auf die Kandidatin der Fernsehshow herab. Hektisch aber konzentriert beginnt sie, fünf rote Sterne abzuschrauben. Nachdem sie das geschafft hat, darf sie aufspringen und die Kakerlaken abschütteln. Tief erleichtert darf die Blondine ihr Maskottchen greifen und ihren Mitspielern von der Vorspeise verkünden, die sie ihnen verschafft hat².

Schnitt

„Sie fingen wieder an zu geben, aber sie gerieten immer tiefer in den Wald, und wenn nicht bald Hilfe kam, mussten sie verschmachten. Als es Mittag war, sahen sie ein schönes, schneeweißes Vögelein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, dass sie stehen blieben und ihm zuhörten. Und als es fertig war, schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, und als sie ganz nahe herankamen, so sahen sie, dass das Häuslein aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenster waren von hellem Zucker.“³

Schnitt.

Ein Werbeplakat am Hauptbahnhof von Bielefeld im Mai 2008: die Firma Jack Wolfskin bewirbt ihre Funktionskleidung und Ausrüstungsgegenstände: man sieht drei junge Menschen, offensichtlich wohl und funktionell gekleidet mit modernen, nicht zu großen Rucksäcken bepackt, wie sie eine felsige Steigung erklimmen. Im

1 Vgl. King Kong, Universal-pictures 2006, auf DVD erhältlich

2 RTL-Show „Ich bin ein Star, holt mich hier raus“, Tag 16, nach <http://www.clipfish.de/player.php?videoid=MTA0MzE2M3wxODQ4Nzg4&cat=24> vom 4. 5. 2008

3 Hänsel und Gretel in: Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen, Düsseldorf – Köln, 1962, S. 233

Hintergrund erscheint neben einem angenehm blauen Himmel ein mächtiger Gletscher und schneebehangene Gipfel. Die wörtliche Werbebotschaft lautet „*Du musst nicht viel mitnehmen – nur das Richtige*“.

Schnitt.

*„Last Week, in Antarctica, I saw extraordinarily dramatic landscapes, rare and wonderful. It was the most vivid experience in my life. Yet it was deeply disturbing, as well, for I could see this world changing. The age-old ice is melting, far faster than we think“*⁴

Nur ein paar Beispiele von vielen. Die Liste ließe sich beinahe beliebig fortsetzen. In der Kulturgeschichte des Menschen taucht die ungezähmte, unberührte Natur, kurz die Wildnis, als Phänomen auf, das tief greifende Veränderungen hinterlässt.

Dabei ist Wildnis nicht einfach nur Natur, nicht nur Fauna und Flora. Wildnis ist vielmehr eine Erfahrung, das Erleben einer Situation, geprägt von tiefer Ambivalenz aus angezogen werden und abgestoßen werden. Zur Lust an der Regel- und Zügelsigkeit und dem Empfinden von Schönheit gesellt sich die Angst vor der Überwältigung der eigenen Person durch die Wildnis. Ob durch vorzeitliche Monster, tausende von Kakerlaken oder dem Fehlen der richtigen Ausrüstungsgegenstände, immer besteht die Gefahr des Kontrollverlusts, der Überwältigung durch Kräfte, die man selbst nicht beeinflussen kann und die einen, wenn nicht gar das Leben, so doch zumindest die Gesundheit kosten können. Andererseits geht von dieser Situation aber auch eine Anziehungskraft aus, die sich nur schwer fassen lässt. Das ist nicht einfach nur „schön anzusehen“, die Wildnis scheint eher, eine sehr archaische Seite in uns anzurühren und weckt so die Sehnsucht nach dem Einssein mit der Natur und dem Universum.

Aus dieser Ambivalenz gewinnt das Thema Wildnis große Kraft und sorgt so im modernen Medienschungel für erheblichen Mehrwert. Nichts scheint zurzeit ein Produkt neben Kindern und Tieren so gut zu verkaufen wie unberührte Natur und menschenleere Landschaft. Auch im Kino sorgt die Konfrontation mit dem Ungezähmten, dem Wilden, für volle Kassen. Und das unabhängig von Raum, Zeit und Biologie, neben *King Kong* etwa bei *Hulk*, dem *Herrn der Ringe* oder *Alien*. Es scheint keinen kulturellen Bereich zu geben, in dem Wildnis nicht früher oder später zum Thema wird.

Wir scheinen (wieder einmal) an einer Zeitenwende zu stehen. Das Zitat des UNO-Generalsekretärs Ban Ki Moon deutet es an. Die Gefahren der Wildnis und den Schrecken des Kontrollverlusts konnten Generationen vor uns noch bei der Entdeckung neuer Kontinente, Wüsten und Wälder erleben. Die ultimative Überwältigung des Menschen durch eine übermächtige Natur scheint in unseren Tagen der ökolo-

⁴ der Generalsekretär der Vereinten Nationen Ban Ki Moon im International Herald Tribune vom 17./18. 11. 2007

gischen Krise eher durch deren Verschwinden einzutreten. Nicht die Eismassen der Antarktis bedrohen Insel- und Küstenbewohner, sondern deren Abschmelzen und der daraus resultierende Anstieg des Meeresspiegels und lässt die Menschheit im Ganzen buchstäblich fassungslos zurück. Die scheinbar beherrschte Natur schlägt in Form von Wildnis zurück. Hier tritt etwas ein für das wir, ähnlich der atomaren Strahlung, kein Sensorium haben. Inzwischen wird von kaum einem ernst zu nehmenden Wissenschaftler bestritten, dass dieser Klimawandel vom Menschen, von unserer Technik, von unserem Lebensstil verursacht wird. Naturphänomene wie Stürme, Hitze, Überschwemmungen oder Trockenheit werden nicht mehr als lokale Wildnis wahrgenommen, sondern, auch dank einer inzwischen ebenso globalen Kommunikation, als Teil des weltweiten Klimawandels. Damit stellt die Erderwärmung ein Gebiet dar, das die Menschheit offensichtlich nicht kontrollieren kann und das sie (oder zumindest große Teile von ihr) elementar in ihrer Existenz bedroht, gewissermaßen eine Metawildnis.

Wie werden wir in Zukunft damit umgehen? Kann es überhaupt Handlungsstrategien zur Bewältigung solch einer Übermacht geben? Vielleicht lohnt sich dafür ein Blick auf die Wildnis, wie sie bisher selbstverständlicher Teil unserer Kulturgeschichte war.

Für die vorliegende Masterarbeit richtet sich meine Aufmerksamkeit auf die europäisch dominierte westliche Kulturwelt. Zum einen, weil sie die Kultur ist, in der ich lebe und die mir somit am Vertrautesten ist, zum anderen, weil sie die Kultur ist, die die Welt in den letzten sechs- bis siebenhundert Jahren vermutlich am meisten geprägt hat. Zeugnisse für den Umgang mit Wildnis sollten sich hier also leichter finden lassen.

1.2 Natur – Wildnis – Landschaft

Zunächst bleibt fest zu halten, dass der Begriff der Wildnis nicht einheitlich gebraucht wird. Viele Bedeutungen überlagern sich, zumal im täglichen Sprachgebrauch. Vor allem die Begriffe Natur und Landschaft werden dabei oft synonym zum Begriff der Wildnis benutzt.

Jeden dieser Begriffe einzeln zu sezieren und genau zu definieren kann und will ich im Rahmen dieser Thesis nicht leisten. Es sei hierfür auf einschlägige Fachliteratur verwiesen.⁵

Der Begriff Wildnis scheint erst in letzter Zeit eine gewisse Konjunktur zu erleben. Und so findet man inzwischen allenorten „Wildniscamps“, „Wildnisreisen“ oder, wie

⁵ beispielsweise SCHIEMANN, Gregor (Hrsg.): Was ist Natur? Texte zur Naturphilosophie, München 1996 oder SMUDA, Manfred (Hrsg.): Landschaft, Frankfurt am Main 1986

in Bremen, gar eine „Kinderwildnis“. Ähnlich umfangreiche Fachliteratur wie zum Bereich der Naturphilosophie oder der Landschaftsforschung ließen sich von mir jedoch nicht finden. So halte ich es für nötig, oben genannte Begriffe zunächst voneinander abzugrenzen und deutlich zu machen, was ich eigentlich meine, wenn ich im Folgenden von Wildnis spreche. Dann lässt sich die Wildnis vielleicht auch an Stellen finden, die vordergründig mit „Natur“ oder „Landschaft“ etikettiert wurden.

Der Begriff „Natur“ geht etymologisch auf das lateinische „nasci“, geboren werden, entstehen zurück⁶. Natur entsteht also aus sich selbst, wird geboren, wächst, vergeht und bildet so vor allem seit der Neuzeit den Gegenpol zum menschlich Gemachten, Künstlichen. Naturwissenschaftlich bezeichnet Natur „*die Gesamtheit des Gegebenen, also die Summe der empirisch fassbaren, Belebtes und Unbelebtes einschließenden Wirklichkeit.*“⁷ Der alltägliche Sprachgebrauch knüpft jedoch wieder eher an der Etymologie an und so wird eigentlich alles, was wächst und grün ist, was kreucht und fleucht, vor allem aber alles, was nicht vom Menschen künstlich hergestellt wird, als Natur bezeichnet. Natur wird zum Anderen, zum Gegenüber. Oder wie Gernot BÖHME es ausdrückt: „*Natur als die Erfahrung des Anderen seiner Selbst*“.⁸

Landschaft ist ein noch recht junger Begriff. Erst Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts taucht die Landschaft als eigenständiges Genre in den Kulturzeugnissen unserer Vorfahren auf. Sie wird vor allem in Abgrenzung zur Stadt rezipiert, als der naturhafte Gegenentwurf zur erwachenden Industrialisierung. Für die einen ist Landschaft seither das Rückständige, Bäuerliche, ewig Gestrigie, für die anderen harmonischer Gegenentwurf zum immer dynamischeren, entfremdenden Fortschritt und die Versöhnung von Natur und Mensch: „*Landschaft’ im ästhetischen Sinn ist eine zivilisierte Kategorie. Sie setzt die Trennung von Stadt und Land voraus, d. h. das aufbrechen der bewusstlosen Symbiose des Menschen mit seiner natürlichen Umwelt. Das Konzept der Landschaft bedeutet, dass die Umgebung in Gestalt eines Tableaus erfahren wird; sie wird gesehen, nicht bearbeitet; sie wird ambulatorisch angeeignet, nicht nur als Raum bewältigt.*“⁹

Landschaft beschreibt also in erster Linie das Verhältnis des Menschen zur Natur in einem relativ engen Ausschnitt und ist damit eng verknüpft mit der Entwicklung der Landschaftsdarstellung in der Bildenden Kunst. Landschaft wird zur Projektionsfläche für die Beziehung des Menschen zur, in erster Linie ihn umgebenden, Natur:

6 vgl. DUDEN Herkunftswörterbuch – Etymologie der deutschen Sprache, Mannheim 2001, S. 552

7 VOGT, Markus: Zwischen Wertvorstellungen und Weltbildern in Politische Ökologie Nr. 99: Die Zukunft der Natur, München März 2006, S. 14

8 BÖHME, Gernot: Natur – ein Thema für die Psychologie in: SEEL, Hans-Jürgen, SICHLER, Ralf, FISCHERLEHNER Brigitte (Hrsg): Mensch – Natur – zur Psychologie einer problematischen Beziehung, Opladen 1993, S. 34

9 SIEFERLE, Rolf Peter: Entstehung und Zerstörung der Landschaft, in SMUDA, Manfred (Hrsg.): Landschaft, Frankfurt am Main 1986, S.238

„Landschaften sind Kultur, bevor sie Natur sind, Konstrukte der Phantasie, die auf Wald und Wasser und Fels projiziert werden“¹⁰

Demgegenüber ist Wildnis das Verhältnis des Menschen zur ihn nicht umgebenden Natur, zur Natur, die seinem Einfluss entzogen ist. Im Duden wird Wildnis als „*unbebautes, nicht besiedeltes Gebiet*“ bezeichnet, das Wort „wild“ geht auf „Wald“ zurück, der seinerseits in seiner ursprünglichen Bedeutung das unbebaute, unbesiedelte Gebiet bezeichnet.¹¹ Wildnis scheint also schon im Wortstamm die Grenze zwischen Kultur, also dem vom Menschen geprägten, besiedelten Bereich, und dem Bereich, der nicht vom menschlichen Einfluss geprägt wurde, zu bezeichnen.

Vergleicht man die oben angeführten Beispiele aus der Medienwelt, wird deutlich, dass Natur ein zentrales Element der Erfahrung Wildnis bildet. Kaum jemand, der bei der Nennung von Wildnis nicht sofort Urwald, Wüste, Gebirge oder einen ähnlichen Naturraum assoziiert. Dargestellt wird diese Natur in Form von Landschaft, die in der Regel unvertraut erscheint und sich der Kontrolle durch gewohnte Kulturtechniken entzieht.

Wildnis ist also mehr als nur ein natürlicher Lustgarten. Kennzeichnend für das Phänomen Wildnis ist zusätzlich zum Naturerleben das Andere, das Fremde, das Unbekannte und Unkontrollierbare, das die eigene Gesundheit, wenn nicht gar die eigene Existenz zu bedrohen vermag und außerhalb des eigenen Einflusses liegt. Dies kann durch gefährliche Tiere, Pflanzen oder dort lebende Menschen geschehen, die Bedrohung kann aber auch durch unwirtliche klimatische Verhältnisse wie Sonne, Regen, Trockenheit oder Eis in Erscheinung treten.

Natur findet sich überall. Aufgrund ihrer positiven Wirkungen gerne auch innerhalb des eigenen Gartenzauns; sie wird gehegt und gepflegt und so bearbeitet, dass sie den Nutzen liefert, der von ihr verlangt wird. Sie soll den Besitzer des Gartens ernähren und erfreuen, ihm das wirtschaftliche Überleben sichern oder einfach nur der Erholung dienen. Landschaft beschreibt die Einheit von Heim und Garten. Sie stellt die Beziehungen dar, die zwischen Natur und Kultur bestehen.

Wildnis entzieht sich diesen Einflüssen. Wildnis findet hinter dem Gartenzaun statt (für manche durchaus auch im Garten des Nachbarn). Wildnis lässt sich nicht domestizieren und behält ihren ursprünglichen Charakter. Wer sich mit der Wildnis einlässt, muss sich ihren Regeln unterwerfen, um zu überleben. Wo der Wildnis menschliche Regeln aufgezwängt werden, verschwindet sie. Lässt der Mensch allerdings in seinen Kulturbemühungen nur etwas nach, droht Verwilderung. Die unkontrollierbaren Anteile der Natur holen sich zurück, was ihnen mühsam entrissen wurde.

10 SCHAMA, Simon: Der Traum von der Wildnis – Natur als Imagination, München 1996, S. 74

11 DUDEK Herkunftswörterbuch – Etymologie der deutschen Sprache, Mannheim 2001, S. 928

Wildnis erscheint also als Sonderfall, als spezifizierte Natur und spezielle Landschaft, sie ist eben nicht nur das Gegenüber, das aus sich selbst Entstandene, sondern das unkontrollierte Andere, das nicht Beeinflussbare und wird so zur Reibungsfläche, an der sich Kultur entzündet. Damit ist Wildnis so alt wie die Kultur der Menschheit selbst, mindestens so alt wie die ersten Felsenzeichnungen, die bezeugen, dass sich Menschen über den Umgang mit dem Unbekannten da draußen austauschten. Sie indiziert gleichsam den Urzustand, von dem sich die Kultur entfernt hat und stellt doch immer neue Fragen an sie.

Ob dieser Blick in die eigene kulturelle Vergangenheit eher sentimental oder eher fortschrittsgläubig ausfällt, ist auch eine Frage des Zeitgeistes und der jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungen. Alle drei Begriffe, Natur, Wildnis und Landschaft sind historische Begriffe und werden je nach Entwicklungszeitalter unterschiedlich gebraucht und kommuniziert. Neben der Verwirrung und der Uneindeutigkeit die dies mit sich bringt, ermöglicht es so aber auch einen Blick auf die historischen Entwicklungen und kulturellen Tendenzen einer Gesellschaft und verdeutlicht, womit sie sich auseinandersetzt.

Wirft man also einen Blick auf die zeitgenössische Wildnisdiskussion, so fällt auf, dass sie einen grundlegenden Wandel erfahren hat. In der Vergangenheit war es stets der Einzelne oder eine überschaubare Gruppe (Familie, Siedlertrupp, Forscherexpedition), die gefährdet wurden, jetzt scheinen ganze Regionen, Nationen, wenn nicht gar die Menschheit im Gesamten bedroht. Dabei ist es erstaunlicherweise nicht mehr die direkte Wildnis, die bedroht, sondern vielmehr deren Verschwinden. Zunehmend werden etwa Klimavorkommnisse als Verursacher landschaftlicher Veränderungen erkannt und so ebenso als Formen von Wildnis wahrgenommen. Daran ist die Wissenschaft mit ihren modernen Forschungsmethoden und feinen Messgeräten mit Sicherheit nicht ganz unbeteiligt. Früher wären solche Ereignisse wahrscheinlich einfach als Gottesurteil abgehandelt worden, heute stellt sie das komplette Glaubenssystem um Fortschritt und Wachstum in Frage.

Die neuzeitliche Technologie hat unsere Wahrnehmung aber auch noch auf andere Art und Weise beeinflusst, schließlich sind wir erst seit relativ kurzer Zeit Teil eines immer enger werdenden Netzwerkes, das eine wirklich globale Kommunikation ermöglicht. Und so werden Forschungsergebnisse breiter und umfassender diskutiert als in der Vergangenheit und bilden in Einheit mit nun ebenfalls global gewordenen Medien wie Film, Fernsehen und Internet die Grundlage für eine veränderte Wahrnehmung, wenn es um das Leben auf unserem blauen Planeten geht.

Und doch war Wildnis als kulturelles Phänomen ohne ihre mediale Vermittlung nie möglich, das hat sich zwischen „alter“ und „neuer“ Wildnis auch nicht geändert.

Natürlich gab es früher wie heute Menschen, die direkt mit der Wildnis in Kontakt kamen und mehr oder weniger täglich mit dieser Erfahrung konfrontiert wurden und werden. Sie bleiben jedoch nicht viel mehr als Einzelschicksale, werden diese Erfahrungen in der Gesellschaft nicht aufgenommen, diskutiert und verarbeitet. Erst durch die Kommunikation dieser Erfahrungen werden sie für eine größere Gesellschaftsgruppe und damit für die Kultur im Gesamten relevant, sei es in Form von Romanen, Reiseberichten, Dokumentarfilmen oder der Veröffentlichung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse. Medien sind also ein zentraler Bestandteil des gesellschaftlichen Phänomens Wildnis.

Dabei gibt es reale Wildnis im Sinne einer vom Menschen gänzlich unbeeinflussten Natur nicht mehr.¹² Selbst die Antarktis, die den Generalsekretär der Vereinten Nationen so beeindruckte, ist inzwischen irreversibel Opfer weltweiten Schad- und Nährstoffeintrags durch den Menschen geworden. Wildnis ist vielmehr kulturelle Projektion und Konstruktion denn biologische Realität. Eine Frage der Perspektive also.

Ein Fluchtpunkt ist der Punkt einer Zentralperspektive in dem sich die imaginären Linien eines Bildes treffen und der so für den räumlichen Eindruck des nichträumlichen Bildes sorgt. Doch dieser lineare Fluchtpunkt ist eine Erfindung der Renaissance, in der menschlichen Wahrnehmung spielt er eigentlich keine Rolle, da das Gehirn die Ansicht, beispielsweise einer Landschaft, aus fragmentarischen Einzelwahrnehmungen kombiniert.¹³ Trotzdem hilft der konstruierte Fluchtpunkt, dem Betrachter, den eigenen Standpunkt festzustellen und sich und seine Position dem Dargestellten gegenüber zu verorten.

Wildnis scheint mir eben solch ein Fluchtpunkt zu sein. Zum einen in der obigen Bedeutung konstruierter Ansicht, zum Anderen aber auch als idealer Ort, zu dem man Zuflucht sucht und der helfen soll, Last und Mühsal des Alltags hinter sich zu lassen. Zumindest verspricht das die Werbung. In der realen Wildnis tritt dies vielleicht sogar ein, meistens jedoch nicht in der Form, die gewünscht wurde. Denn die Wildnis, die es noch gibt, oder sprechen wir ökologisch korrekt lieber von wildnisnahen Naturräumen, wird nach wie vor von Gefahr und Bedrohung für Leib und Leben dominiert. Wer also die Flucht in die tatsächlich vorhandene Wildnis antritt, hat gute Chancen, vom Regen in die Traufe zu geraten und muss feststellen, dass sich die Wildnis in ihrer gefahrvollen Realität nicht als Refugium eignet.

12 HOFMEISTER, Sabine: Der „verwilderte Garten“ als zweite Wildnis – Abschied vom Gegensatz Natur versus Kultur, in: BAYRISCHE AKADEMIE FÜR NATURSCHUTZ UND LANDSCHAFTSPFLEGE (Hg): Schön wild sollte es sein... – Wertschätzung und ökonomische Bedeutung von Wildnis, Laufener Seminarbeiträge 2/99, Laufen/Salzach 1999, S. 17

13 vgl. WESCHLER, Lawrence: Augen-Blicke, in HOCKNEY, David: Cameraworks, München 1984, S. 6ff.

Die Erfahrung Wildnis lässt sich meiner Auffassung nach in drei Bereiche aufteilen. Erstens als physische Realität und Notwendigkeit, zweitens als deren psychische, innere Resonanz auf das Individuum und drittens als kulturelle Reibungsfläche. Dabei lassen sich diese drei Dimensionen selten ganz voneinander trennen, sie überlappen sich eher in vielen Bereichen und bedingen sich in anderen Bereichen. Ich stelle sie mir als die Enden eines Dreiecks vor, das je nach Situation, historischen Zusammenhängen oder persönlicher Vorlieben mal in Richtung der einen oder anderen Ecke kippen kann.

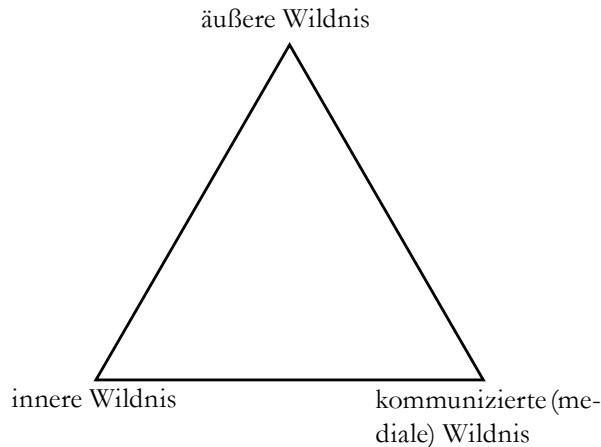


Abb. 1: äußere Wildnis – innere Wildnis – kommunizierte Wildnis

1.3 Absichtserklärung

Ich hoffe, im vorliegenden schriftlichen Teil meiner Abschlussarbeit für den Master of Arts Gestaltung am Fachbereich Gestaltung der Fachhochschule Bielefeld, diesen Fragen so weit es mir möglich ist, auf die Spur zu kommen. Dazu betrachte ich den Diskurs der Wildnis zunächst aus der naturwissenschaftlichen Perspektive. Wo ist eigentlich diese Wildnis, von der immer alle reden? Existiert sie überhaupt noch und wie geht unsere moderne Welt damit um?

Im zweiten Teil beschäftigt mich die Frage, warum von Wildnis solch eine Faszination ausgeht. Gibt es psychologische und emotionale Verknüpfungen zur Wildnis? Es geht also um die vielfach beschworene Verbindung von innerer und äußerer Natur, von der Wirkung der Umwelt auf unsere Psyche.

Ausgehend von konkreten leiblichen Bedürfnissen des Menschen und grundsätzlichen anthropologischen Grundlagen, untersuche ich, wo Gemeinsamkeiten von Bewusstem und Zivilisation, sowie von Unbewusstem und Wildnis zu finden sind. Der letzte Abschnitt kann bereits als Überleitung zum dritten und letzten Teil gelesen werden. Gewisse Grundzüge des Menschen im Umgang mit der ihn umgebenden äußeren Natur werden von Fachrichtungen wie Ethnologie und Anthropologie dazu

herangezogen, den Ursprung von Kultur und Zivilisation zu erklären.

Im dritten Kapitel schließlich möchte ich anhand der Analyse einiger Kulturzeugnisse überprüfen, ob diese Konstruktion von Wildnis tragfähig ist. Dazu betrachte ich die medialen Produkte der menschlichen Auseinandersetzung mit der Wildnis in Kunst und Kultur und versuche, sie mit historischen Entwicklungen in Beziehung zu setzen.

Mir ist bewusst, dass ich im Rahmen dieser wissenschaftlichen Arbeit viele Themen nur anreißen kann, die einer ausführlichen Untersuchung auf jeden Fall würdig wären. Aber das Verweilen an der Oberfläche muss kein Nachteil sein, hilft es doch ab und zu, die Nase an der frischen Luft und den Überblick zu behalten. Ich bemühe mich, Fachgebiete und Themen zusammen zu bringen und in Beziehung zueinander zu setzen, die ich in der Fachliteratur kaum ausführlich miteinander verknüpft gefunden habe. So versteh ich die vorliegende wissenschaftliche Thesis zu meiner Masterarbeit zum Master of Arts Gestaltung auch eher als eine erste Standortbestimmung und als Ausgangspunkt für weitere Forschung meiner- und andererseits.

Mein Ziel ist es, aufzuzeigen, dass Wildnis schon immer eher ein geistiges Konstrukt, Projektion von individuellen oder kulturellen Bedürfnissen war, gleichwohl damit aber auch eine Reibungsfläche darstellt, an der sich kulturelle Entwicklungen entzündeten und die die Flamme der Kultur wohl auch in Zukunft nähren werden.

2. Wildnis im Diskurs

2.1 äußere Wildnis

Folgt nach der begrifflichen Eingrenzung der Wildnis die geographische. Erst mit der konkreten Unterschutzstellung von Wildnisgebieten, wurde es notwendig, genau zu definieren, was man darunter eigentlich versteht. Und seither hält die Diskussion darum, was Wildnis ist und was nicht, was schutzwürdig ist und was nicht, unvermittelt an.

Allen Schutzkonzepten liegt das Ideal, einer von menschlichem Einfluss völlig unberührten Landschaft zugrunde, in denen lediglich die Kräfte der Natur wirken.

Dabei wird schon längst nicht mehr bestritten, dass die Auswirkungen des Menschen inzwischen global und irreversibel sind. Seit der Veröffentlichung von Rachel Carsons Ökoklassiker „*der stumme Frühling*“ im Jahr 1962 ist auch einer breiteren Öffentlichkeit bewusst, dass in Landwirtschaft und Produktion anfallende Giftstoffe weit über regionale Stoffkreisläufe hinaus ihre Wirkung verbreiten¹⁴. Und es sind nicht mehr nur Schadstoffeinträge wie beispielsweise FCKW oder Schwermetalle, sondern längst auch so genannte Nährstoffe, die unsere Welt für immer verändern. So sorgen etwa Stickstoffeinträge durch die Atmosphäre in traditionell nährstoffarmen Naturräumen wie beispielsweise der Lüneburger Heide zu Veränderungen in der Vegetation, die den Charakter der ansässigen Pflanzenwelt grundsätzlich verändert.¹⁵ Inzwischen wird ebenfalls von niemandem mehr ernsthaft in Frage gestellt, dass selbst das weltweite Klima unter menschlichem Einfluss steht. Vor allem das Treibhausgas CO₂, das auf unseren enormen Verbrauch an fossilen Energieträgern wie Öl oder Erdgas zurück zu führen ist, ist Schuld daran, dass sich die Atmosphäre immer weiter erwärmt und so die Polkappen und die Gletscher zum Schmelzen bringt¹⁶. Sogar über globale Entfernungen hinweg schaffen wir es also inzwischen, in die Natur einzudringen und machen damit das Ideal einer vom Menschen völlig unbeeinflussten Wildnis zunichtete.

Es kann also in der Diskussion um den Schutz und die Bewahrung von Wildnis nur darum gehen, große Naturflächen so weit wie heute eben noch möglich menschlichem Einfluss zu entziehen und gleichzeitig daran zu arbeiten, die globalen Auswirkungen menschlichen Verhaltens zu minimieren.

14 CARSON, Rachel: *Der Stumme Frühling*, München 1979

15 vgl. <http://www.verein-naturschutzbund.de/> vom 21. 3. 2008

16 vgl. etwa den Jahresbericht des Umweltprogramms der Vereinten Nationen (UNEP): http://www.unep.org/PDF/AnnualReport/2007/AnnualReport2007_en_web.pdf vom 21.3.2008

2.1.1 Flächenschutz

Eines der ersten Gesetze, das den Schutz von Wildnis zum Gegenstand hat, ist der U.S.-amerikanische „*Wilderness Act*“ von 1964. Hier wird Wildnis wie folgt definiert: „(c) *A wilderness, in contrast with those areas where man and his own works dominate the landscape, is hereby recognized as an area where the earth and its community of life are untrammeled by man, where man himself is a visitor who does not remain. An area of wilderness is further defined to mean in this chapter an area of undeveloped Federal land retaining its primeval character and influence, without permanent improvements or human habitation, which is protected and managed so as to preserve its natural conditions and which (1) generally appears to have been affected primarily by the forces of nature, with the imprint of man's work substantially unnoticeable; (2) has outstanding opportunities for solitude or a primitive and unconfined type of recreation; (3) has at least five thousand acres of land or is of sufficient size as to make practicable its preservation and use in an unimpaired condition; and (4) may also contain ecological, geological, or other features of scientific, educational, scenic, or historical value.*“¹⁷ Entscheidend ist also vor allem die Unberührtheit von menschlichem Einfluss. Das Gebiet muss unentwickelt sein und seinen vorzeitlichen Charakter bewahrt haben. Gestaltend wirken allein die Kräfte der Natur selbst. Der Bedeutung für die Menschen in Wissenschaft, Erholung und Erziehung wurde jedoch ebenfalls in diesem Gesetz Rechnung getragen.

Je mehr Fläche so unter Schutz gestellt werden kann, desto besser. Die Flächenangabe von mindestens fünftausend acres ist den großräumigen Naturflächen der USA geschuldet, denn Platz hatten die Bewohner dieses Erdteils stets genug. Schließlich geriet dieser Kontinent erst im 15. Jahrhundert unter europäischen Einfluss und wurde erst im 19. Jahrhundert umfassend besiedelt. Was die Siedler hier vorfanden war vor allem jede Menge (nur vermeintlich unbewohnter) Platz und Freiheit von den in Europa zurück gelassenen Herrschaftsstrukturen. Der Kampf gegen die Wildnis und ihre Bewohner einte auf ihrem Treck nach Westen die Siedler und führte letztlich dazu, dass aus einem aus aller Welt zusammen gewürfeltem Haufen die Hegemonialmacht der Gegenwart wurde. So verwundert es nicht, dass in den USA schon früh Versuche unternommen wurden, den Kultur- und Nationenstifter Wildnis zu bewahren. 1872 wurde mit dem Yellowstone National Park der erste Nationalpark überhaupt gegründet. Auch diesem Nationalpark hat es die U.S.-amerikanische Bevölkerung, neben der eigenen Besiedlungsgeschichte zu verdanken, dass sie unberührte Wildnis als nationales Kulturerbe betrachtet und entsprechend wertschätzt.

Auch in Europa, besonders in Deutschland, wurde versucht, dieses Flächenschutzkonzept umzusetzen. Schon seit dem frühen 19. Jahrhundert gab es hier immer wieder Forderungen, einzelne Gebiete in ihrem Wildnischarakter zu erhalten und dauerhaft

17 nach www.wilderness.net vom 15.12.2007

vor menschlichem Einfluss zu bewahren. Von den ersten Naturschutzgebieten bis zu Flächen, die nach den europäischen Fauna-Flora-Habitat-Richtlinien von 1992 als schutzwürdig gelten, gab es immer wieder unterschiedliche Konzepte, die den Umgang und die Entwicklung solcher Schutzgebiete prägten.

Die Definition von Wildnisgebieten (Schutzgebiet der Kategorie 1b) der International Union for Conservation of Nature and Natural Resources (IUCN) von 1994, die auch für die Ausweisung von Schutzgebieten in der Bundesrepublik Deutschland die Grundlage bildet, folgt dieser Vorlage weitgehend: „*Ein [...] großes, unverändertes oder nur leicht verändertes Land- und/oder Meeresgebiet, das seinen natürlichen Charakter und Einfluss bewahrt hat, nicht ständig oder nur unwesentlich bewohnt, sowie geschützt ist und einem Management untersteht, um seinen natürlichen Zustand zu bewahren. Dabei sind die primären Managementziele der Schutz der Wildnis und der Erhalt von Umweltdiensten. Sekundäre Ziele sind die Erhaltung von Arten und der genetischen Vielfalt, Tourismus und Erholung.*“¹⁸ Wildnis wird demnach nicht am Besten dadurch geschützt, dass man ein bestimmtes Gebiet abzäunt und dieses sich selbst überlässt, sondern durch aktive Verwaltung einen bestimmten Zustand herstellt, dessen Begründung und Zweck genau definiert sein will und der Schutz und Nutzen am besten ausbalanciert.

2.1.2 Prozessschutz

Das ist in Mitteleuropa aber gar nicht so leicht. Spätestens seit der so genannten neolithischen Revolution, der Sesshaftwerdung des Menschen und dem Übergang von einer reinen Jäger- und Sammlergesellschaft zu einer Gesellschaft, die von Ackerbau und Viehzucht geprägt war, entwickelte sich die Wildnis Mitteleuropas immer mehr zur Kulturlandschaft. Und die Veränderungen sind irreversibel. Selbst nach Jahrhunderten lässt sich beispielsweise eine Veränderung der Pflanzenwelt über Pollenanalysen heute noch nachweisen. Im Gefolge von aufgegebenen Siedlungen etwa, besteht die so genannte Sekundärsukzession inzwischen überwiegend aus Buchen und Fichten und nicht mehr aus Pinien wie der ursprüngliche Wald.¹⁹ Die im weltweiten Vergleich relativ hohe Besiedlungsdichte tat und tut ihr Übriges dazu, dass Naturflächen eher zur Nahrungsmittelproduktion und zur Besiedlung genutzt werden, als dazu, dass sich Biologie und Ökologie in aller Ruhe austoben können.

Das Leitbild einer vom menschlichen Einfluss gänzlich unberührten Wildnis hatte also in unseren Breitengraden seit Menschengedenken keine wirkliche Chance. In Mitteleuropa rückte die Frage nach schützenswerten Wildnisgebieten erst mit Erstar-

18 vgl. <http://www.iucn.org/themes/wcpa/pubs/pdfs/iucncategories.pdf> vom 22.3.2008

19 vgl. KÜSTER, Hansjörg: Zähmung und Domestizierung: von der Wildnis zur Kulturlandschaft, in BAYRISCHE AKADEMIE FÜR NATURSCHUTZ UND LANDSCHAFTSPFLEGE (Hrsg.): Schön wild sollte es sein... – Wertschätzung und ökonomische Bedeutung von Wildnis, Laufener Seminarbeiträge 2/99, Laufen/Salzach 1999, S. 35 ff.

ken der Ökologiebewegung in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. So wurde 1970 mit dem Nationalpark Bayerischer Wald der erste Nationalpark in Deutschland gegründet. Im Vorwort des ihm zugrunde liegenden Leitbild heißt es: „*Mit der Errichtung von Nationalparken wird weltweit das Ziel verfolgt, möglichst ursprüngliche Landschaftsteile dauerhaft als nationales Naturerbe für kommende Generationen zu erhalten. Die Natur soll sich in Nationalparken ohne menschliche Maßnahmen in ihrer ureigentümlichen Dynamik entwickeln. Für Besucher bieten Nationalparke dabei die Chance, vom Menschen weitgehend unbeeinflusste Natur (Wildnis) zu erleben und natürliche Abläufe im Naturhaushalt kennen zu lernen.*“²⁰ Anders als im U.S.-amerikanischen Flächenschutzkonzept geht es hier also inzwischen vermehrt um den Schutz natürlicher Dynamik und natürlicher Entwicklungsabläufe.

So hat es auch innerhalb des Naturschutzes eine Veränderung des Leitbildes gegeben. Dominierte über Jahrzehnte der Schutz einzelner Tier- und Pflanzenarten und der mit ihnen verbundenen Ökosysteme, richtet sich nun das Augenmerk vermehrt auf die Prozesse, die in diesen Systemen ablaufen. Dabei bildet die Einsicht, dass dynamisch ablaufende Prozesse eine Grundeigenschaft aller lebendigen Systeme sind, die Grundlage dafür, diese Prozesse selbst zum Schutzziel zu erheben.²¹

Diese Sicht hat den Vorteil, dass sie die Tür zum Schutz von Flächen aufstößt, die bereits massiv menschlicher Gestaltung unterlagen, sich aber im Laufe natürlicher Sukzession wieder wildnisnah entwickelten. Somit ist der Prozessschutz anwendbar auf alle drei Differenzierungen von Wildnis, wie sie STEGMANN und ZUCCHI in Anlehnung an KOWARIK treffen. Danach umfasst „*Wildnis der ersten Art* [...] Flächen, die nie gestaltet, genutzt oder gepflegt worden sind, die Reste der Naturlandschaft also, die sich (in struktureller Hinsicht) ihren ursprünglichen Charakter bewahrt haben. „*Wildnis der zweiten Art*“ beinhaltet solche Gebiete, die sich aus durchgängig naturnah verbliebenen, heute aber nicht mehr gestalteten, genutzten oder gepflegten Landschaften entwickelt haben (z. B. Teile von Gewässerauen oder Wäldern). „*Wildnis der dritten Art*“ umschreibt Areale, die sich auf stark anthropogen überprägten, heute aber nicht mehr gestalteten, genutzten oder gepflegten Flächen entwickelt haben (z. B. Acker-, Garten-, oder Industriebrachen).“²²

Es besteht also Grund zur Hoffnung, dass auch nachfolgende Generationen noch wildnisnahe Gegenden vorfinden und Erfahrungen machen, die die Menschheit seit je her faszinieren.

20 http://www.nationalpark-bayerischer-wald.de/detail/veroeffentlichung/nationalparkplan/doc/leitbild_ziele_ba.pdf, vom 21. 3. 2008

21 vgl. ZUCCHI, Herbert: Warum brauchen wir Wildnis, in ZUCCHI, Herbert und STEGMANN, Paul (Hrsg.): Wagnis Wildnis – Wildnisentwicklung und Wildnisbildung in Mitteleuropa, München 2006, S. 13

22 STEGMANN, Paul Und ZUCCHI, Herbert: Wildnisbezogene Umweltbildung in Deutschland und einigen Anrainerstaaten – eine Recherche, in ZUCCHI, Herbert und STEGMANN, Paul (Hrsg.) Wagnis Wildnis – Wildnisentwicklung und Wildnisbildung in Mitteleuropa, München 2006, S. 165

2.1.3 Wissenschaft als Rückzugsraum von Wildnis

Und ein weiterer Rückzugsraum tut sich auf, denn nur weil der Mensch inzwischen den kompletten Planeten beeinflusst, heißt das nicht, dass er auch schon alle Geheimnisse desselben gelüftet hat. Noch immer warten große Naturräume auf ihre Entdeckung und Beschreibung. Lebensräume wie die Wipfel des Regenwaldes oder die Tiefen der Tiefsee bergen immer noch mehr Geheimnisse als beispielsweise der Mond oder die atomare Struktur von Molekülen. Und wer einen Boden- oder einen Insektenkundler von seiner Arbeit berichten hört weiß, dass es hier noch jeden Tag Entdeckungen von von Humboldtschem Ausmaße zu machen gilt. Es scheint, dass die Ausdifferenzierung der zoologischen Nomenklatur, wie sie Carl von LINNÉ 1758 einföhrte, die weißen Flecke auf der Landkarte der bekannten Arten nur vor sich herschiebt, anstatt sie zu schließen, zumindest schreibt der US-amerikanische Soziobiologe und Ameisenforscher Edward Osborne WILSON: „*Because species diversity was created prior to humanity, and because we evolved within it, we have never fathomed its limits. As a consequence, the living world is the natural domain of the most restless and paradoxical part of the human spirit. Our sense of wonders grows exponentially: the greater the knowledge, the deeper the mystery and the more we seek knowledge to create new mystery.*“²³

Wenn man Wildnis als das außerhalb des Systems Befindliche, das nicht Bekannte und noch nicht Beschriebene definiert, ist es nur folgerichtig, dass diese Bereiche größer werden, je ausdifferenzierter das System wird. Man könnte auch sagen je höher entwickelt eine Kultur ist, desto vielfältiger und umfangreicher ist ihre Auseinandersetzung mit der Natur und deren unbekannten Teilen, der Wildnis.

2.2 innere Wildnis

Die Wildnis ist also schon seit einem frühen Zeitpunkt der Menschheitsgeschichte eher Projektionsfläche und unerreichbares Ideal denn reale Landschaft. Und doch sind wir emotional und physisch stets von Natur abhängig geblieben.

2.2.1 Wildnis als leibliche Notwendigkeit

2.2.1.1 Biophilie

Der Begründer der Soziobiologie Edward Osborne WILSON prägte für dieses positive Reagieren auf Natur den Begriff Biophilie: „*I have suggested that the urge to affiliate with other forms of life is to some degree innate, hence deserves to be called biophilia. [...] The biophilic tendency is nevertheless so clearly evinced in daily life and widely distributed as to deserve serious attention. It unfolds in the predictable fantasies and responses of individuals from early childhood onward.*

²³ WILSON, Edward Osborne: *Biophilia*, Cambridge, Massachussets and London, England 1984, S. 10

It cascades into repetitive patterns of culture across most of all societies, a consistency often noted in the literature of anthropology.“²⁴

Wilson erklärt sich diese emotionale Verbundenheit mit der Natur damit, dass der frühzeitliche Mensch existenziell darauf angewiesen war, seine Umwelt in seinem Sinne zu nutzen und so darauf programmiert wurde, in einem Baum beispielsweise nicht nur einen Gegenstand unter anderen zu sehen, sondern ihn als Wind- und Wetterschutz, als Schatten- und Nahrungssender, sowie als Ausguck zu erkennen. Positive Effekte, die den Stresspegel des sich im Kampf ums Überleben befindlichen „Wilden“ sofort sinken ließen und ihm einen evolutionären Vorteil verschafften.

Der Philosoph Gernot BÖHME machte ähnliche Entdeckungen wie WILSON, indem er die „Geste der Natürlichkeit“ gerade in Kulturgütern wieder fand: „Der dabei für mich bemerkenswerte Punkt ist der, dass unser Bedürfnis nach Natur offensichtlich durch künstliche Natur befriedigt werden kann. Es wird zwar die Natürlichkeit der Natur gesucht, doch dieses Bedürfnis kann auch durch künstliche Natur, also z. B. durch künstliche Blumen oder durch die bloße Darstellung von Natur befriedigt werden. Das ist eine sehr rätselhafte Sache. Denn es muss in diesen reproduzierten Naturformen etwas liegen, was sie gerade nicht sind, etwas von der Natürlichkeit, ihrer Vorbilder.“²⁵

Auch die Anthropologin Inge SCHRÖDER bezieht sich auf WILSON, wenn sie dem bei DARWIN dargestellten Kampf ums Überleben eine lustbetonte Richtung gibt: „Wenn einem Lebewesen, Mensch oder Tier, männlich oder weiblich, Verhaltensalternativen offen stehen, so wird es sich für jene Verhaltensweisen entscheiden, deren Soforteffekte ihm die größtmögliche Befriedigung bringen. Die Leistung der Evolution ist es nun, durch die Selektion, die einen Suchprozess darstellt, diese beiden Wertmaßstäbe (neben der Lustbefriedigung auch die Weitergabe der eigenen Gene, P. H.) zur Übereinstimmung zu bringen. Auf Dauer lässt die Selektion keine Verhaltensorganisation zu, in der Handlungen von hohem Befriedigungswert einen geringen Überlebenswert haben.“²⁶ Dies zieht logischerweise nach sich, dass Verhaltensweisen, die zwar langfristig einen hohen Überlebenswert, kurzfristig aber kaum Lustgewinn sichern, ebenso wenig Chancen haben, sich dauerhaft zu etablieren – eine mögliche Erklärung, warum sich vernünftige, nachhaltige Wirtschaftsweisen so schwer durchsetzen.

Biophilie erklärt also die positiven Anteile der Erfahrung Wildnis, weil sie dem Le-

24 WILSON, Edward Osborne: *Biophilia*, Cambridge, Massachussets and London, England 1984, S. 85

25 BÖHME, Gernot: Natur – ein Thema für die Psychologie in SEEL, Hansjürgen, SICHLER, Ralf und FISCHERLEHNER Brigitte (Hrsg.): *Mensch - Natur - zur Psychologie einer problematischen Beziehung*, Opladen 1993, S. 35

26 SCHRÖDER, Inge: *Wildheit in uns – evolutives Erbe des Menschen* in: Bayrische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (Hrsg.): *Schön wild sollte es sein... Wertschätzung und ökonomische Bedeutung von Wildnis*, Laufener Seminarbeiträge 2/99, Laufen/Salzach 1999, S. 30

bendigen, Gewachsenen, kurz der Natur, insgesamt positive Effekte zuschreibt. Anthropologisch gesehen erwachsen unseren Vorfahren Australopithecus afarensis und seinen Kollegen so evolutionäre Vorteile, die sie befähigten, stressfreier mit den Anforderungen der sie umgebenden Wildnis umzugehen. Es ist leicht nachvollziehbar, dass die Kultivierung der Wildnis nur mit entsprechender physischer und kultureller Organisation einhergehen konnte.

Vielleicht ist sogar die umgekehrte Argumentation noch schlüssiger: in was für einer Welt wären wir entwicklungshistorisch aufgewachsen, hätte sie nur aus Schrecken, Terror und Unsicherheit bestanden? Die menschliche Fähigkeit zu Anspannung und Entspannung illustriert, dass das eine benötigt wird, um das andere zu erleben. Eine ganze Reiseindustrie nutzt die dadurch entstehenden insgesamt positiven Effekte.

2.2.1.2 Anthropologische Grundlagen und Strukturkräfte

Der Mensch ist also nach wie vor ein Naturwesen, dessen innere Natur stark mit der äußeren Natur korrespondiert. Dazu gehört aber auch nicht nur die als angenehm empfundene Natur. Vor allem für nomadisch lebende Jäger und Sammler muss es wichtig gewesen sein, mit neuen, unbekannten Situationen schnell zureckkommen zu können. Nutzen und Gefahren mussten schnell erkannt und zum Wohl der Gruppe bearbeitet und kommuniziert werden. Damit übernehmen nicht nur die schönen, harmonischen Anteile der Natur eine wichtige Orientierungsfunktion für den Menschen, sondern in mindestens ebenso starkem Maß auch die unbekannten, unkontrollierten, ängstigenden, kurz die Wildnis.

Die human-biologische Ausstattung passte sich dem an. Der Mensch besitzt ein großes zentrales Nervensystem, das nicht nur komplexe Denkvorgänge ermöglicht, sondern ihm auch ein hohes Maß an Lernfähigkeit und komplexem Sprachvermögen sichert. So konnte er Kommunikationssysteme aufbauen, die es ihm ermöglichen, die eigene Kultur über den individuellen Erfahrungsschatz Einzelner hinaus zu entwickeln. Strategien im Umgang mit der Wildnis konnten also konsequent weiter entwickelt werden. Dazu kommt noch eine große Gestaltungsfreiheit menschlicher Handlungsweisen, weil angeborene Verhaltensweisen im Umgang mit der äußeren Natur weitgehend fehlen und dies wiederum zu höherer Lernfähigkeit führt.

Doch noch ist nicht in Sicht, dass uns diese Fähigkeiten komplett von der Natur ablösen können. An biologische Grundlagen wie Atmung, Ernährung, Sexualität und die psychische Abhängigkeit von der Gemeinschaft werden wir auch in nächster Zeit noch gebunden sein. Eine völlige Loslösung der inneren von der äußeren Natur ist also nicht in Sicht und würde wahrscheinlich auch zur Stagnation in der menschlichen Entwicklung führen.

Denn seit der so genannten neolithischen Revolution, der Sesshaftwerdung während der Jungsteinzeit, hat der Mensch gelernt, dass es ihm nicht nur die Anpassung der inneren an die äußeren Natur ermöglicht, stressfreier zu leben, sondern dass es ihm auch gelingt, die äußere Natur so weit zu gestalten, dass die Sorgen um Leib und Leben minimiert werden. Das Medium und Gestaltungsmittel dafür, das er seitdem stetig weiterentwickelt hat, ist die Kultur. Sie regelt nicht nur biologische Abhängigkeiten und damit den Einsatz von Werkzeug, sondern auch die geistigen Überzeugungen und Vorstellungen und transportiert damit unmittelbar das Verhältnis von innerer zu äußerer Natur. Kein Wunder, dass sich unser Begriff ‚Kultur‘ aus dem lateinischen ‚*cultura*‘ entwickelte und so sowohl die Pflege des Geistes und des Körpers, als auch Landbau und Viehzucht beschreibt²⁷.

Eng verbunden mit der Entwicklung von Kultur, der Loslösung von der äußeren Natur, ist die Angst, diesen Sprung nicht zu schaffen, hinter die eigene Evolution zurück zu fallen, zu verwildern. Ästhetisches Wohlgefallen und positive Prägung auf der einen, die Angst vor der Überwältigung durch die Natur auf der anderen Seite, gibt dem Mensch-Natur-Verhältnis insgesamt eine hohe emotionale Qualität.

Der Zusammenhang von Unsicherheit, Angst und der Freiheit von Handlungsalternativen führte zu einer Selbsreflexivität des Menschen die nicht nur einzigartig ist, sondern komplexe Problemlösungsstrategien überhaupt erst möglich machte.²⁸

Der Psychologe Hans-Jürgen SEEL baut auf diesen Grundannahmen die These auf, dass genau in dieser Angst und in der Reibung an der Natur sich Kultur entwickelt und wächst: „*Unsere (westeuropäische, abendländische) Kultur und unsere Gesellschaft ist seit ca. 5000 Jahren wesentlich strukturiert durch die Hoffnung auf Überwindung (Befreiung von) der Angst vor der Abhängigkeit von der Natur durch die Herrschaft des Geistes über die Natur.*“²⁹

Die verdeckten gesellschaftlichen Sinnstrukturen, die das Naturverhältnis auf der Basis von überindividuellen Motiven bestimmen, nennt SEEL Strukturkräfte. Sie bestimmen im Prinzip das Koordinatensystem in dem sich Kultur entwickelt.

Die vertikale Achse wird durch Geist auf der einen Seite (oben) und Natur auf der anderen Seite (unten) gebildet. Mit steigendem Geist wächst auch der gesellschaftliche Herrschaftsanspruch, so wurde der Machtanspruch der Herrschenden stets durch ein mehr an Geist legitimiert. Beispielsweise in der Herrschaft von geistiger Arbeit über körperlicher Arbeit, der Herrschaft „von Gottes Gnaden“, der Herrschaft einer tech-

27 Vgl. DUDEN Herkunftswörterbuch – Etymologie der deutschen Sprache, Mannheim 2001, S. 459

28 vgl. hierzu wie zu den vorangegangenen anthropologischen Grundlagen: SEEL, Hans-Jürgen: Psychologie der Megamaschine – zu den Strukturkräften in der menschlichen Naturbeziehung, in SEEL, Hansjürgen, SICHLER, Ralf und FISCHERLEHNER Brigitte (Hrsg.): Mensch - Natur - zur Psychologie einer problematischen Beziehung, Opladen 1993, S. 88 ff.

29 ebd., S. 96

nokratischen Elite oder der Herrschaft der Stadt über das Land, die Herrschaft des Mannes über die Frau... Wer sich auf dieser Achse unten befindet, lebt in der Hoffnung, durch kulturelle Weiterentwicklung (Bildung) in Richtung Geist aufzusteigen, während die Herrschenden von der Angst angetrieben werden, wieder in ihre Naturhaftigkeit zurück zu fallen und ihre Macht zu verlieren.

Auf der Zeitachse bedeutet diese Kräfteverteilung eine stetige Entwicklung in Richtung Geist. Damit verbunden ist ebenfalls auf der einen Seite wiederum die Angst davor, in barbarische, unzivilisierte Zeiten zurück zu fallen und auf der anderen Seite die Hoffnung auf Transzendenz, endgültige Beherrschung der Natur und darauf, dass sich diese Kurve immer weiter nach oben entwickelt.

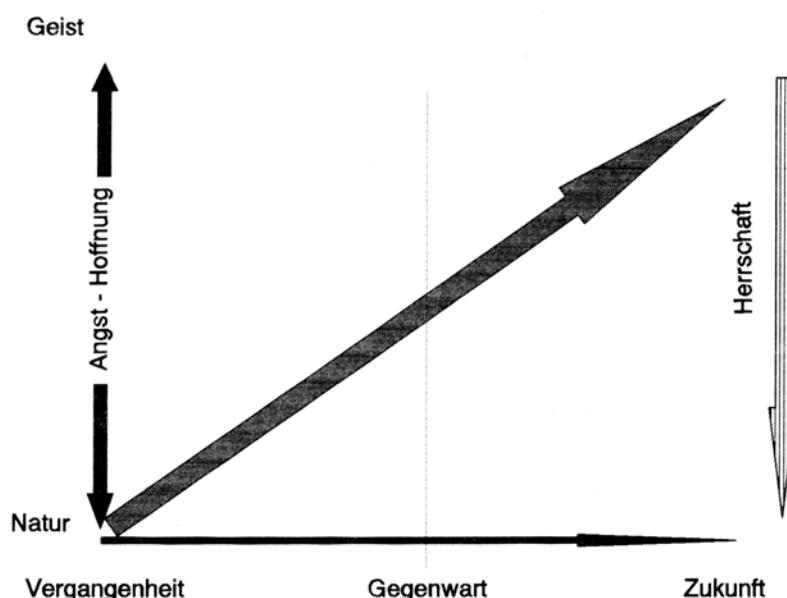


Abb. 2: Schaubild die Strukturkräfte unseres Handlungs- und Erlebnisraumes

2.2.1.3 Wildnis als entwicklungspsychologisches Grundbedürfnis

Wie sehr die Entwicklung des Menschen noch immer mit dem Erleben von wildnisähnlichen Strukturen verbunden ist, wird deutlich, wenn man sich einige kindliche Grundbedürfnisse anschaut.

Der Psychologe und Gründer der Sigmund-Freud-Gesellschaft in Frankfurt/Main Alexander MITSCHERLICH erkannte bereits 1965, als die negativen Folgen der nachkriegsdeutschen Stadtentwicklung sichtbar wurden: „*Der junge Mensch ist noch arm an höherer geistiger Leistungsfähigkeit – er ist weitgehend ein triebbestimmtes Spielwesen. Er braucht deshalb seinesgleichen – nämlich Tiere, überhaupt Elementares, Wasser, Dreck, Gebüsche, Spielraum. Man kann ihn auch ohne das alles aufwachsen lassen, mit Teppichen, Stofftieren oder auf*

asphaltierten Straßen und Höfen. Er überlebt es – doch man soll sich dann nicht wundern, wenn er später bestimmte soziale Grundleistungen nie mehr erlernt, zum Beispiel ein Zugehörigkeitsgefühl zu einem Ort und Initiative. Um Schwung zu haben, muss man sich von einem festen Ort abstoßen können, ein Gefühl der Sicherheit erworben haben.“³⁰ Neben dem Reizangebot, das naturnahe Flächen für Kinder und Jugendliche bereithält und das, wie inzwischen in verschiedenen Studien nachgewiesen, auch für die Entwicklung von Intelligenz beim Kleinkind eine entscheidende Rolle spielt,³¹ ist es der Doppelcharakter von Veränderung und Konstanz, der naturnahen Flächen vor künstlich gestalteten zu kindlichen Spielplätzen qualifiziert. Im Wechsel der Jahreszeiten beispielsweise, erleben Kinder ständig Neues, ohne den Boden des Vertrauten und das damit verbundene Gefühl von Sicherheit und Aufgehobensein aufgeben zu müssen. Ambivalenz, die sich insgesamt positiv auf die psychische Entwicklung auswirkt.³²

Weitere Notwendigkeiten von Natur für das kindliche Spielen und Erleben formulieren FISCHERLEHNER, GEBHARD und UNTERBRUNER:

- „Naturelemente haben als Spielobjekte eine wichtige Bedeutung.
- Erleben von Natur kann Orientierung bieten und eine Hilfe für das Erkennen eines eigenen Standpunktes im System der Welt sein.
- Das Erleben von Natur fördert soziale Interaktionen in verschiedenen Bereichen.
- Eine intensive Beziehung zu natürlichen Umwelten kann die autonome Handlungsfähigkeit, die kognitive Entwicklung sowie die Kreativität fördern.
- Um eine Beziehung zur Natur herstellen zu können, muss das Kind konkrete Naturerfahrungen gemacht haben.“³³

Natur ist also nicht nur Spielplatz und sinnlicher Erlebnisraum, sondern in hohem Maße auch soziales Lern- und Erlebnisfeld.

Und doch ist nicht jede naturnahe Fläche auch bevorzugte Spielfläche. Untersuchungen aus den USA konnte ich bei eigenen Beobachtungen zum Spielverhalten von Kindern während meiner umweltpädagogischen Tätigkeit durchaus bestätigt sehen:

1. „Kinder spielen auf Spielplätzen relativ wenig.
2. Kinder benutzen die Gesamtheit der Landschaft, die ihnen zugänglich ist.

30 MITSCHERLICH, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte - Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt am Main 1965, S. 24

31 vgl. GEBHARD, Ulrich: Die Bedeutung von Naturerfahrungen in der Kindheit. Vortrag am Fachtag „Naturnahes Spielen in Bremen“ am 17.10.2007, dokumentiert unter <http://www.bund-bremen.net/kinder-jugend/pdf/Fachtag-Gebhard-Bedeutung-Naturerfahrungen.pdf> vom 8.5.2008

32 vgl. FISCHERLEHNER, Brigitte, GEBHARD, Ulrich und UNTERBRUNER, Ulrike: Konsequenzen aus den Untersuchungen zum Naturerleben von Kindern und Jugendlichen, in SEEL, Hans-Jürgen, SICHLER, Ralf und FISCHERLEHNER Brigitte (Hrsg.): Mensch - Natur - zur Psychologie einer problematischen Beziehung, Opladen 1993, S. 88 ff.

33 ebd., S. 88

3. *Die bevorzugten Umweltausschnitte sind sehr klein.*
4. *Am meisten sind Flächen geschätzt, die von Planern ‚vergessen‘ wurden.*
5. *Kinder wollen sich ihren Freiraum oft selbst zurechtmachen.*
6. *Die Auseinandersetzung mit der Natur ist meistens eher sanft, ein Experimentieren und Erforschen. Ursprünglich ist also der Umgang mit der Natur eher pfleglich.“³⁴*

Neben dem Reizangebot ist also Freizügigkeit entscheidend. Kinder wollen ihre Umwelt auf eigene Faust erforschen. Ihre Spiele entziehen sich mit Vorliebe dem Blick und vor allem der Kontrolle durch die Erwachsenen. Sie finden, wenn man so will, bevorzugt in einer „erzieherischen Wildnis“ statt. Gerne in einer naturnahen, jedoch nicht ausschließlich, fast ebenso gerne weichen Kinder und Jugendliche auch auf andere nicht kontrollierte, nicht einsehbare Flächen wie Brachflächen, Baustellen oder Abbruchhäuser aus.

In diesen Freiräumen erfahren die Kinder und Jugendlichen Freiheit von den ihnen sonst aufgelegten Regeln und Verhaltensnormen. Sie können ihren eigenen Vorstellungen nachhängen und unterstehen nur dem eigenen Zeitgefühl (kaltes Abendessen inklusive). Im nichtsanktionierten Spiel mit anderen Kindern und Jugendlichen entwickeln sie ihre ganz eigenen sozialen Kompetenzen. Sie entwickeln ihren eigenen Standpunkt und ihren eigenen Blick auf die Welt, kurz, sie verorten sich in ihrer Umwelt. Gelingt dies positiv, resultieren daraus Selbstvertrauen und Ich-Gewissheit, die sich auch in die reglementierte Welt außerhalb des Abenteuers übertragen lässt.

Nur schwer vorstellbar, dass diese ganzen Bedürfnisse und Sehnsüchte mit dem Erreichen des Erwachsenenalters alle befriedigt sein sollen. Im Gegenteil bezeugt eine wachsende Industrie an Abenteuer- und Wildnisreisen, sowie die wachsende Beliebtheit von Extremsportarten, dass unkontrollierte, unreglementierte Freiräume auch im späteren Leben gesucht und benötigt werden.

Für den Psychologen Rolf HAUBL hängen diese Entwicklungen auch mit aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen zusammen. Vor allem in der Arbeitswelt haben sich die technologischen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte in einer Entkörperlichung des Alltags niedergeschlagen. Hatte der Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft schon zur Folge, dass sich immer mehr Menschen von einer natürlich gewachsenen Umwelt entfernt und in eine kulturell gebaute begaben, führte der nächste Schritt hin zur Informationsgesellschaft dazu, dass auch noch der eigene Körper weitgehend irrelevant wurde. Der Zusammenhang der eigenen Handlung und deren

34 HART, R. 1979, zit. Nach GEBHARD, Ulrich: Die Bedeutung von Naturerfahrungen in der Kindheit. Vortrag am Fachtag „Naturnahes Spielen in Bremen“ am 17.10.2007, dokumentiert unter <http://www.bund-bremen.net/kinder-jugend/pdf/Fachtag-Gebhard-Bedeutung-Naturerfahrungen.pdf.vom.8.5.2008>, S. 3

Auswirkungen wurde immer indirekter, der Einzelne erlebt sich nicht mehr als unmittelbar wirksamen Teil der Gesellschaft. Selbst der Umgang mit fühlbaren Stoffen nimmt immer weiter ab. Die Umwelt wird zunehmend ihrer (vermeintlichen) Wirklichkeit beraubt (Virtualisierung).

Vor allem in den Lebensbereichen, die der Regeneration von Körper und Geist dienen, wird dazu der Ausgleich gesucht. Downhill-Biking, Paragliding, Bungeejumping und Trekking versprechen körperliche Bewährung und ein wieder erstarktes Körpererfühl. Erfolg und Misserfolg stellen sich unmittelbar ein und die Wirkung des eigenen Handelns wird sofort erlebt.³⁵

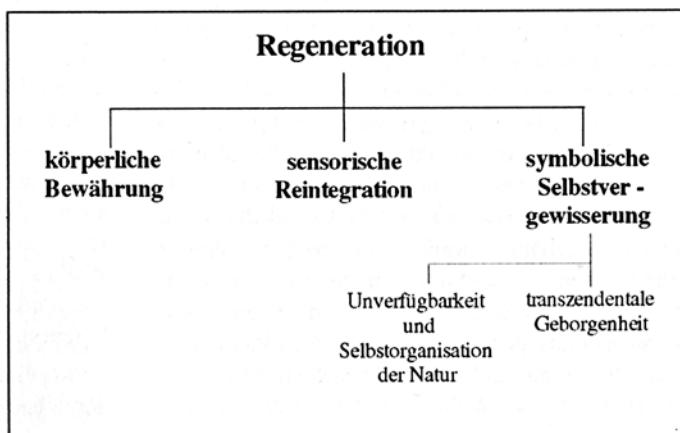


Abb. 3: Warum der Gang in die Wildnis erfolgt

Wildnis wird darüber hinaus auch zum Symbol des Unverfügbaren, der Relativierung der ansonsten übermächtigen Normen und Ideale, wie etwa wirtschaftlicher Erfolg oder Karriere. Das Alltags-Ich wird in einen anderen Zusammenhang gestellt und bremst Zivilisationsprobleme auf ein Maß herunter, das wieder bewältigt werden kann.

Diese Effekte werden inzwischen schon seit Jahren in Bereichen wie der Erlebnispädagogik erfolgreich eingesetzt und erreichen beispielsweise bei straffällig geworbenen Jugendlichen, dass sie nicht nur gewaltfreies, sondern vor allem auch soziales Agieren in der Gruppe lernen³⁶. Dass solche Mechanismen von vielen Außenstehenden auch als unterhaltsam empfunden werden und sich damit Geld in der Unterhaltungsindustrie zu verdienen ist, zeigt zu Beginn zitiertes Beispiel der RTL-Show „*Holt mich hier raus, ich bin ein Star*“, die in ähnlichen Formaten auf der ganzen Welt produziert wird und in Deutschland immerhin schon in der zweiten Staffel ausgestrahlt wurde.

³⁵ vgl. HAUBL, Rolf: Wild-fremd? Das Wilde in uns – eine psychologische Entdeckungsreise. In Politische Ökologie, Nr. 59: Wa(h)r Wildnis, München, April 1999, S. 24 ff.

³⁶ vgl. REINERS, Annette: Praktische Erlebnispädagogik, Alling 1993, S. 6 ff.

2.2.2 Wildnis als geistige Projektionsfläche

Wenn wir Menschen in unserer körperlichen und geistigen Entwicklung also derart von der äußeren Natur abhängig geblieben sind, darf es nicht verwundern, dass auch die innere Natur, die Psyche, seit ihrer Entdeckung und Beschreibung immer wieder bildhaft mit der äußeren Natur verglichen wurde.

Eine der größten Entdeckungen des zwanzigsten Jahrhunderts war ohne Zweifel die Entdeckung des Unbewussten und die Entwicklung der Psychoanalyse durch Sigmund Freud. Zu einer Zeit, als der Kolonialismus gerade weite Teile der Welt für die westliche Kultur erschlossen hatte, entdeckte Freud mit dem Unbewussten eine neue Terra incognita und machte sich daran, sie penibel zu systematisieren und zu kartografieren.

Selbstverständlich kann ich an dieser Stelle nicht die komplette Tiefenpsychologie beschreiben oder auch nur die wissenschaftliche Diskussion um Freuds System von Ich, Es und Über-Ich wiedergeben. Mir geht es aber darum, die Analogien zwischen innerer und äußerer Wildnis zu umreißen. Ich kann nicht ausschließen, dass Wildnis in diesem Zusammenhang des Öfteren nur als Bild gebraucht wird. Das ist jedoch keine Degradierung von Wildnis als menschlichen Bedeutungsträger. Freud hat in seinem Denksystem der Psychoanalyse vielmehr darauf hingewiesen, was für eine zentrale Rolle unserem Wahrnehmungssystem bei der Rückkopplung von äußerer Welt mit den inneren Vorstellungen des Ichs und den so entstehenden Bildern zukommt. Freud selbst hat des Öfteren Bilder der äußeren Wildnis benutzt, um seine Vorstellungen zu illustrieren, beispielsweise, wenn er das Es als sumpfiges, morastiges, durchnässtes Gebiet bezeichnet, das durch die Ich-Entwicklung urbar gemacht werden muss.³⁷

Die so entstandenen Bilder und Vorstellungen sind selbstverständlich ebenso historisch, wie der Umgang mit der geografischen Wildnis oder den medialen Darstellungen von Wildnis.

2.2.2.1 Das Unbewusste als innere Wildnis

Bleiben wir dabei, die innere Natur mit Bildern der äußeren zu beschreiben, ist das Unbewusste gewissermaßen die Natur in ihrer Gesamtheit. Einzelne Teile dieser Natur können kurzfristig in den Scheinwerferstrahl der Wahrnehmung geraten und damit die Grenze vom Unbewussten zum Bewussten überschreiten. Andere Teile waren schon einmal in diesem Scheinwerferlicht, sind also latent bewusstseinsfähig, und könnten jederzeit diesen Zustand des Vorbewussten wieder verlassen, um erneut bewusst zu werden.

³⁷ vgl. HAUBL, Rolf: Wild-fremd? Das Wilde in uns – eine psychologische Entdeckungsreise. In Politische Ökologie, Nr. 59: Wa(h)re Wildnis, München, April 1999, S. 24

Das Es sind zunächst alle unbekannten Kräfte, die zum größten Teil unbewusst sind: „*Ein Individuum ist nun für uns ein psychisches Es, unerkannt und unbewusst, diesem sitzt das Ich oberflächlich auf, aus dem W-System (Wahrnehmungssystem, P. H.) als Kern entwickelt. Streben wir nach graphischer Darstellung, so werden wir hinzufügen, das Ich umhüllt das Es nicht ganz, sondern nur insoweit das System W dessen [des Ichs] Oberfläche bildet, also etwa so wie die Keimscheibe dem Ei aufsitzt. Das Ich ist vom Es nicht scharf getrennt, es fließt nach unten hin mit ihm zusammen.*“

Aber auch das Verdrängte fließt mit dem Es zusammen, ist nur ein Teil von ihm. Das Verdrängte ist nur vom Ich durch die Verdrängungswiderstände scharf geschieden, durch das Es kann es mit ihm kommunizieren.“³⁸

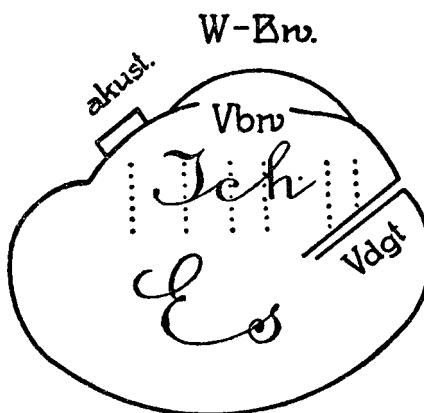


Abb. 4: Sigmund Freud – das Ich und das Es

Freuds Bild vom Es als Wildnis ist also schon sehr treffend, vergleicht man die Eigenschaften des Es mit den der Wildnis zugeschriebenen Attributen. Beide sind weitgehend unbekannt, entziehen sich der Kontrolle durch die Vernunft und müssen penibel kartografiert und erobert werden, um der Kultur, der Ratio zum Sieg zu verhelfen. Dabei sind beide geprägt von der Ambivalenz von Angst und Wohlbefinden, Schöнем und Schrecklichem, Lust und Unlust.

Da das Es Sitz der Triebnatur ist, ist es a priori nur schwer zu kontrollieren und bildet so mit seiner emotionalen Auswirkungen das „Eiweiß“ in das die Ratio des Ichs eingebettet ist. Das Ich ist gleichsam der Forscher und Eroberer, der versucht, Herr über diese Kräfte zu werden: „*Die funktionelle Wichtigkeit des Ichs kommt darin zum Ausdruck, dass ihm normalerweise die Herrschaft über die Zugänge zur Motilität eingeräumt ist. Es gleicht so im Verhältnis zum Es dem Reiter, der die überlegene Kraft des Pferdes zügeln soll, mit dem Unterschied, dass der Reiter dies mit eigenen Kräften versucht, das Ich mit geborgten. Dieses Gleichnis*

38 FREUD, Sigmund: Das Ich und das Es (1923) in: Sigmund Freud Studienausgabe Band III Psychologie des Unbewussten, Frankfurt am Main 1975, S. 292 f.

trägt ein Stück weiter. Wie dem Reiter, will er sich nicht vom Pferd trennen, oft nichts anderes übrig bleibt, als es dahin zu führen, wohin es gehen will, so pflegt auch das Ich den Willen des Es in Handlung umzusetzen, als ob es der eigene wäre.“³⁹

Das Über-Ich ist der Sitz der moralischen Werte und gesellschaftlichen Vorstellungen, in denen das Individuum aufwächst. Es entwickelt sich schon vor der Sprache und prägt das Ich dermaßen, dass es kaum möglich ist, sich wieder davon zu emanzipieren. Das Über-Ich ist höchste moralische Instanz und tritt als Vermittler und Kontrollinstanz zwischen Ich und Es in Erscheinung: „Während das Ich wesentlich Repräsentant der Außenwelt, der Realität ist, tritt ihm das Über-Ich als Anwalt der Innenwelt, des Es, gegenüber. Konflikte zwischen Ich und Ideal werden, darauf sind wir nun vorbereitet, in letzter Linie den Gegensatz von Real und Psychisch, Außenwelt und Innenwelt, widerspiegeln.“⁴⁰

Im Bild des Forschers gesprochen bildet das Über-Ich gewissermaßen das von Linné'sche System, nachdem die Wildnis kategorisiert und nutzbar gemacht wird. In der Psychoanalyse versucht Freud durch eine ähnlich kultivierte Systematik, vor allem die verdrängten Bereiche eines Patienten ins Bewusstsein zurück zu erobern. Durch die Entdeckungsreise in die Wildnis des Unbewussten verspricht sich Freud so die Erklärung von Handlungsweisen und seelischen Störungen und entspricht damit dem Forscherideal eines Expeditionsleiters, der mit der Entdeckung der Terra incognita auf der Suche nach dem Ursprung des Lebens ist.

2.2.2.2 Tamtam um Totem und Tabu

Die äußere Wildnis wurde also schon von Freud dazu benutzt, psychische Gegebenheiten zu beschreiben. Das funktioniert jedoch auch in die andere Richtung, die Struktur unserer inneren Wildnis, ist durchaus Schuld daran, wie wir die äußere Wildnis wahrnehmen. Psychische Vorgänge werden nach Freud in die reale Umwelt projiziert und die Wirklichkeit so in der Weise konstruiert, wie sie der inneren Verfassung und deren Erklärungsbedürfnissen entspricht.

In seinem 1913 erstmals veröffentlichten Werk *Totem und Tabu – einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*⁴¹ geht Freud davon aus, dass diese Art der Projektion genetisch bedingt ist und das Überleben in einer feindlichen Umwelt sichern soll: „Die Projektion innerer Wahrnehmung nach außen ist ein primitiver Mechanismus, dem z. B. auch unsers Sinneswahrnehmungen unterliegen, der also an der Gestaltung unserer Außenwelt den größten Anteil hat. Unter noch nicht genügend festgestellten Bedingungen werden innere Wahrnehmungen auch von Gefühl- und Denkvorgängen wie die Sinneswahrnehmungen nach außen projiziert,

39 ebd., S. 294

40 ebd., S. 303

41 FREUD Sigmund: *Totem und Tabu - einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*, Frankfurt am Main 1972

zur Außengestaltung der Außenwelt verwendet, während sie der Innenwelt verbleiben sollen. Es hängt dies vielleicht genetisch damit zusammen, dass die Funktion der Aufmerksamkeit ursprünglich nicht der Innenwelt, sondern den von der Außenwelt zuströmenden Reizen zugewendet war, und von den endopsychischen Vorgängen nur die Nachricht über Lust- und Unlustentwicklungen empfing.“⁴²

Am Beispiel der Eingeborenenvölker Australiens und Polynesiens erläutert Freud, dass deren Umgang mit Tieren, Pflanzen und der Topographie ihres Lebensraumes von der geistigen Struktur des Individuums und von den sozialen Strukturen innerhalb der Gruppe herrühren. Im Falle des Totems, einem Tier, einer Pflanze oder auch einem Ort, mit dem sich der Einzelne oder die Gruppe identifiziert, hat dies Charaktereigenschaften zur Folge, die allgemein dem als Schutzengel eingesetzten Totem zugeschrieben werden (Stärke für den Adler, Klugheit für die Eule etc.) und bringt konkrete Handlungsanweisungen mit sich (Verbot, das Totem zu töten, Heiratsverbot der Personen mit gleichem Totem etc.).

Das Tabu ist in seiner Funktion ähnlich wie das Totem, in seiner Grundstruktur jedoch noch umfassender. Zum einen bedeutet der polynesische Ausdruck Tabu heilig, geweiht, zum anderen heißt er aber auch unheimlich, gefährlich, verboten. Eine Ambivalenz, wie sie unserem Gebrauch von Wildnis sehr ähnlich ist.

Das Tabu ist die älteste Kraft, die das Leben in der Wildnis regelt. Im Glauben der von Freud zitierten Eingeborenenstämme ist es sogar älter als die Götter selbst. Es ist stark in der physischen Welt verortet, stets unmittelbar an bestimmte Orte, Tiere, Pflanzen oder Gegenstände gekoppelt und so mächtig, dass sich die danach entstandenen Götter ebenfalls daran halten müssen. Die Kräfte, die hierbei wirksam sind, sind sowohl im psychischen wie im physischen Fall unbekannt und röhren von einer eigentümlichen Zauberkraft her, sowohl Ermächtigung, als auch Strafe sind direkte Folgen des individuellen Verhaltens und bedürfen keiner weiteren Intervention durch die Gemeinschaft, „das verletzte Tabu rächt sich selbst.“⁴³

Für Freud ist dieser Animismus die Grundlage jeglicher Religion beziehungsweise jeglichen Glaubenssystems, zu denen er in der Konsequenz auch die Wissenschaft zählt. Der Animismus ist jedoch nicht nur der Anfang, sondern wahrscheinlich auch die wichtigste Kulturleistung des Menschen: „Der Animismus ist ein Denksystem, er gibt nicht nur die Erklärung eines einzelnen Phänomens, sondern gestattet es, das Ganze der Welt als einen einzigen Zusammenhang, aus einem Punkte, zu begreifen. Die Menschheit hat, wenn wir den Autoren folgen wollen, drei solcher Denksysteme, drei große Weltanschauungen im Laufe der Zeiten hervorgebracht: die animistische (mythologische), die religiöse und die wissenschaftliche. Unter diesen ist die erstgeschaffene, die des Animismus, vielleicht die folgerichtigste und erschöpfendste, eine, die das

42 ebd., S. 75

43 ebd., S. 27

Wesen der Welt restlos erklärt. Diese erste Weltanschauung der Menschheit ist nun eine psychologische Theorie. Es geht über unsere Absicht hinaus, zu zeigen, wie viel von ihr noch im Leben der Gegenwart nachweisbar ist, entweder entwertet in der Form des Aberglaubens, oder lebendig als Grundlage unseres Sprechens, Glaubens und Philosophierens.“⁴⁴

Man kann also sagen, dass die Mechanismen um Totem und Tabu seit den Anfängen des Menschen dazu dienen, sich mit den übermächtigen Kräften der Welt, in die er geworfen wurde, zu arrangieren. Schlüssige Erklärungen von Natur- und Umweltphänomenen und konkrete Handlungsanleitungen sind die Folge. So reguliert sich die Psyche letztendlich selbst und nutzt äußere Phänomene dabei lediglich als Katalysator.

Freud findet, dass der Mensch des modernen Lebens ähnlichen Mechanismen unterworfen ist und findet in der Folge vor allem bei Neurotikern und Zwangskranken Handlungs- und Denkmuster, die analog des Tabus der Eingeborenen auftreten: „*Es darf uns abnen, dass das Tabu der Wilden Polynesiens doch nicht so weit von uns abliegt, wie wir zuerst glauben wollten, dass die Sitten- und Moralverbote, denen wir selbst gehorchen, in ihrem Wesen eine Verwandtschaft mit diesem primitiven Tabu haben könnten, und dass die Aufklärung des Tabu ein Licht auf den dunklen Ursprung unseres eigenen ‚kategorischen Imperativs‘ zu werfen vermöchte.*“⁴⁵

Es wird also deutlich, dass wir die Wildnis als animative Gegenwelt für unsere psychische und physische Gesundheit brauchen. Ob wir sie nun lediglich als Erholungs-ort für unseren Körper oder als Reflexionsgrund für unseren Geist sehen, ist letztlich eine Frage der persönlichen Vorliebe und des individuellen Glaubens.

2.2.2.3 Wildes Denken

Freuds Bild von den Eingeborenen und „Wilden“ als entwicklungsgeschichtlichen Vorfahren des „modernen“ Menschen sollte in der Folge jedoch nicht unwidersprochen bleiben. Der Ethnologe und Anthropologe Claude LÉVI-STRAUSS vertritt die Meinung, dass „die Wilden“ nicht einfach nur zivilisatorische Vorläufer unserer Kultur sind, die „noch nicht so weit“ sind, sie folgen vielmehr einem System, sich die Welt zu erklären (dem Animismus), das ähnlich komplex ist, wie die heutigen wissenschaftlichen Methoden. Mit reinem Zufall lassen sich nach LÉVI-STRAUSS frühe Kulturleistungen wie Töpferei oder Metallverarbeitung jedenfalls nicht erklären. Diesen, wie allen weiteren Entdeckungen, muss systematisches Experimentieren zugrunde liegen, anders hätte das richtige Mischungsverhältnis von Ton und Sand, von unterschiedlichen Eisenerzen und Mineralien wohl nie weitere Verbreitung gefunden. „*Der Mensch des Neolithikums oder der Urgeschichte ist also der Erbe einer langen wissenschaftlichen Tradition;*

44 ebd., S.88 f.

45 ebd., S. 30

doch wenn der Geist, der ihn wie alle seine Vorgänger inspiriert ,der gleiche gewesen wäre wie der der Moderne, wie könnten wir dann verstehen, dass er stehen geblieben ist und dass mehrere Jahrtausende der Stagnation wie eine Wand zwischen der neolithischen Revolution und der heutigen Wissenschaft stehen.“⁴⁶

Die unterschiedlichen Herangehensweisen im Umgang mit der Natur von „wilden“ und „zivilisierten“ Völkern sind also nicht entwicklungsgeschichtlich ungleiche Stadien des menschlichen Geistes, sondern unterschiedliche strategische Ebenen, auf denen versucht wird, die Umwelt zu erklären und sich der Natur zu bemächtigen. Die Ebene des Animismus ist dabei von Wahrnehmung und Einbildungskraft geprägt. Nur was sinnlich erlebbar und mit entsprechenden Bildern vorstellbar ist, prägt die Sicht auf die Welt und führt so nach LÉVI-STRAUSS zu einer Wissenschaft vom Konkreten.

Die Ebene der modernen Wissenschaft ist von dieser erlebbaren Ebene weitgehend abgekoppelt und versucht, die Welt in einem System zu erklären, das sich allein auf Logik und Vernunft beruft und letztlich die Vorstellung von der Welt wie sie ist von der Realität der persönlichen Wahrnehmung abstrahiert.

Dabei gibt es durchaus eine gemeinsame Schnittstelle bei beiden Systemen. Beide bedienen sich des Zeichens als Bedeutungsträger dessen, was sie kommunizieren wollen, es steht damit zwischen Bild und Begriff: „*Das Zeichen ist, ganz wie das Bild, etwas Konkretes, aber es ähnelt dem Begriff durch seine Fähigkeit des Verweisens: beide beziehen dich nicht ausschließlich auf sich selbst, sie können für anderes stehen. Doch besitzt der Begriff in dieser Hinsicht eine unbegrenzte Fähigkeit, während die des Zeichens begrenzt ist.*⁴⁷“ Beide Systeme nutzen also Zeichen zur Klassifikation und Erklärung der Welt. Die Zeichen des mythischen Denkens sind dabei jedoch begrenzt und beinhalten immer Überreste von, meist sinnlich erlebten, Ereignissen. Das System des naturwissenschaftlichen Denkens nutzt dagegen eine strukturierte Gesamtheit, um eine übergeordnete strukturierte Gesamtheit zu erklären. Da die Zeichen die sinnliche Beziehung zu einem Ereignis nicht benötigen, können sie einen höheren Grad an Abstraktion aufweisen und somit komplexer kommuniziert werden.

Betrachtet man, den Stellenwert des Modells in modernsten naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden, wird klar, dass ein Rest an mythischem Denken auch hier immer noch vorhanden ist. Das könnte an unserer evolutiv bedingten leiblichen Verbindung zur Welt liegen und illustriert, dass unser Erkenntnisapparat immer noch von der sinnlichen Erfahrung abhängig ist. So ist für uns Menschen nur ein relativ schmaler Bereich der physischen Welt sinnlich erlebbar, er bewegt sich beispielsweise

46 LÉVI-STRAUSS, Claude: Das wilde Denken, Frankfurt am Main 1968, S. 27

47 ebd., S. 31

zwischen Millimetern und Kilometern, zwischen Sekunden und Jahren. Alle anderen Bereiche, die es zu beschreiben gilt, werden in diesen Mesokosmos der mittleren Größe transformiert.⁴⁸

LÉVI-STRAUSS betont jedoch immer wieder, dass beide Ansätze gleichwertig anzusehen sind. Letztlich nutzen beide Systeme die Klassifikation, um dem Chaos Herr zu werden: „*Formal gesehen besteht also kein grundlegender Unterschied zwischen dem Zoologen oder Botaniker, der einer neu entdeckten Pflanze die Position Elephantopus spicatus Aubl. zuweist, die ihr im System bereitsteht (auch wenn sie nicht von vornherein darin vorgesehen war), und dem Omaha-Priester, der die sozialen Paradigmata eines neuen Mitglieds der Gruppe dadurch definiert, dass er ihm den verfügbaren Namen Abgenutzte-Hufe-des-alten-Bison verleiht. Beide wissen, was sie tun.*“⁴⁹

Im Sinne des Strukturalismus ist Wildnis also immer das Außerhalb-des-Systems. Als fremd und unter Umständen unkontrollierbar und beängstigend wird immer das empfunden, mit dessen System man nicht vertraut ist.

So ist Kong für die Eingeborenen von Skull Island beispielsweise eben nicht Wildnis, sondern Teil ihres Erklärungssystems. Im Laufe ihres Zusammenlebens mit dem großen Affen haben sie gelernt, wie er „ticks“ und sich damit arrangiert. So lange sie ihm nur regelmäßig eine Jungfrau opfern und sich auch sonst innerhalb ihres Systems aufzuhalten, haben sie nichts zu befürchten und profitieren unter Umständen davon, dass ihr Menschenaffengott ihnen das restliche Getier der Insel vom Leib hält. Zum ernsten Problem wird King Kong erst, als er seinem System der Insel entrissen wird und mit dem System New York kollidiert.

So gesehen gibt es für die „Wilden“ gar keine Wildnis. Für sie ist ja alles erklärt und sie haben ihr System verstanden. Ihr Lebensraum wird nur von außen, von einem anderen System aus, als Wildnis angesehen. Also (wieder einmal) eine Frage der Perspektive.

Wahres „*Wildes Denken*“ gibt es für Claude LÉVI-STRAUSS dennoch. Es findet außerhalb jeglichen Systems statt und verweigert sich diesen weitgehend, ist spontan und frei von jeglichem Ertragsdenken. Schutzgebiet und ureigenstes Refugium für diese Art zu denken sind nach LÉVI-STRAUSS in der Kunst und im Sozialen zu finden, in Bereichen also, in denen sich die Kultur weitestgehend ausdifferenziert und von den Zwängen der physischen Welt gelöst hat: „*Doch ob man es bedauert oder sich darüber freut, es gibt noch immer Zonen, in denen das wilde Denken, so wie die wilden Arten, relativ geschützt ist:*

48 vgl. SCHRÖDER, Inge: Wildheit in uns – evolutives Erbe des Menschen, in: BAYRISCHE AKADEMIE FÜR NATURSCHUTZ UND LANDSCHAFTSPFLEGE (HRSG.): Schön wild sollte es sein... Wertschätzung und ökonomische Bedeutung von Wildnis, Laufener Seminarbeiträge 2/99, Laufen/Salzach 1999, S. 31

49 LÉVI-STRAUSS, Claude: Das wilde Denken, Frankfurt am Main 1968, S. 250

das ist der Fall in der Kunst, der unserer Zivilisation den Status eines Naturschutzparks zubilligt, mit all den Vorteilen und Nachteilen, die sich mit einem so künstlichen Gebilde verbinden; und das ist besonders auf vielen Sektoren des sozialen Lebens der Fall, die noch nicht gerodet sind und in denen es – aus Gleichgültigkeit oder aus Ohnmacht, und meistens ohne das wir wüssten, warum – das spontane, wilde Denken auch weiterhin gedeiht.⁵⁰

Also doch: je Kultur, desto Wildnis.

2.3 mediale Wildnis

Wenn die äußere Natur, die reale Wildnis, die innere Natur beeinflusst und die innere Wildnis wiederum nach außen projiziert wird, bildet die Kultur die Schnittstelle. An ihr lässt sich historisch festmachen, wie sich der Mensch zur Welt in Beziehung setzt. Die Auseinandersetzung mit der Wildnis, dem Bereich außerhalb des eigenen Einflussbereichs, war von den ersten Kulturzeugnissen bis zu aktuellsten Tendenzen stets eine Reibungsfläche, die zur Entzündung von Kultur und menschlichem Selbst-Bewusstsein führte.

2.3.1 archaische Wildnis

Bereits in der älteren Steinzeit setzte sich Homo Sapiens bildhaft mit der ihn umgebenden Wildnis auseinander. Dies bezeugen Fels- und Höhlenmalereien, die nicht nur in ganz Europa, sondern auch in Afrika und Australien gefunden wurden und deren älteste Funde auf ca. 35000 v. Chr. datiert werden. Die wichtigsten Fundorte in Europa liegen vor allem im heutigen Frankreich und in Spanien. Die Höhlen von Lascaux in der Dordogne sind bestimmt die bekanntesten Beispiele von Höhlenmalereien und werden auf die Zeit zwischen 17000 und 15000 Jahre vor unserer Zeitrechnung datiert.

Einer der wichtigsten Entwicklungsschritte in der Geschichte des Homo Sapiens war wohl der aufrechte Gang. Durch ihn hatten die frühen Steppenbewohner nicht nur eine bessere Übersicht und konnten Gefahren und Beute früher ausmachen, die Emanzipierung der vorderen Gliedmaßen von der Fortbewegung des Körpers erlaubte jetzt auch, Dinge zu tragen und Werkzeug herzustellen und einzusetzen. Es erschlossen sich völlig neuartige Möglichkeiten, die Umwelt zu Be-Greifen.

Die Wahrnehmung der prähistorischen Menschen erweiterte sich so um die Dinge, die sich anfassen, befühlen, verändern ließen. Der haptische Reiz im Umgang mit verschiedenenfarbigen Erden und Oberflächen war mit Sicherheit mitbestimmend für die Erfindung der Malerei. Die Kombination von Hand, Auge und Gehirn eröffnete neue Möglichkeiten, sich den Sippenmitgliedern mitzuteilen und den eigenen Standpunkt

50 ebd., S. 253

im Kosmos zu klären. Eine Auseinandersetzung mit den eigenen manuellen Fähigkeiten war also nur folgerichtig. Die Handumrisse, die in vielen Höhlen gefunden wurden bezeugen, dass der Mensch früh von diesen entwicklungsgeschichtlich neuen Fähigkeiten fasziniert war.

Doch gleich danach kam die Auseinandersetzung mit der nichtmenschlichen Umwelt, vor allem mit den Tieren der Wildnis. Es ist schon auffallend, dass der Darstellung von Bisons, Auerochsen, Hirschen, Wildschweinen und -schafen solch eine hohe Priorität bei der Schaffung der Höhlenmalereien eingeräumt wurde. Menschliche Figuren finden sich demgegenüber relativ selten, sie sind in der Regel wesentlich stilisierter dargestellt, kleiner und finden sich meist in direkter Beziehung zu den ebenfalls dargestellten Tieren. Jagdszenen überwiegen.

Über den Zweck dieser frühen Bilder wurde seit ihrer Entdeckung durch die Kultur der Neuzeit (die Höhlen von Lascaux wurden erst 1940 entdeckt!) viel diskutiert. Die häufigste Meinung ist, dass die Bemalung der Hölenwände vor allem kultischen Charakter hatte und die Tierwelt beschworen werden sollte, um das Jagdglück zu fördern. Darüber hinaus stellen die Felsenmalereien aber auch das gesamte Weltbild der Steinzeitmenschen dar. MOULIN betont, dass die Höhlenmalereien der Vorzeit weniger die Wiedergabe von Anekdoten aus dem Jagdleben Einzelner zum Inhalt hatten, sondern vielmehr Ausdruck der allgemeinen Gedankenwelt war. So versicherten sich die Jäger und Sammler gegenseitig ihrer gemeinsamen kulturellen Grundlagen und kommunizierten über den Mythos das gemeinsame geistige Leben: „*Die uns bekannten Malereien und Gravierungen sind keineswegs Erinnerungsstücke; sie wirkten aktiv in der Gesellschaft, sie sind Bestandteil des Lebens selbst und wollen nicht darstellen, sondern bedeuten. Ebenso wenig wie wir die Wände der Kultstätten für Bestellscheine der Jäger halten dürfen, sind sie Tagebücher der Steinzeitmenschen.*“⁵¹

Da wir die Bewohner der Steinzeit nicht direkt befragen können, muss diese Theorie, wie alle anderen, Spekulation bleiben. Es fällt jedoch auf, dass überhaupt eine solch umfangreiche Kommunikation über die Wildnis stattfand. Da der Mensch immer ein sehr soziales Wesen war, hätte es auch nicht verwundert, wenn der Darstellung des menschlichen Körpers mehr Raum auf den Wänden der Hölen eingeräumt worden wäre. Es sind aber die Wesen außerhalb seines Einflussbereichs, die den frühen Steinzeitmenschen derart beschäftigten, dass er viel Zeit und Material aufwendete, um über das Bild seine Beziehung zu ihnen zu klären.

Die archaische Wildnisrezeption war geprägt von der Ambivalenz aus Furcht und Anziehung. Die mächtige Darstellung von Bison, Wildschwein und Urrind spricht natürlich zum einen für deren Wichtigkeit für die tägliche Ernährung, zum anderen

51 MOULIN, Rauol-Jean: Ursprung der Malerei, Lausanne 1965

zeigt aber die Tatsache, dass die menschlichen Figuren meistens wesentlich kleiner gegenüber den Tieren dargestellt sind, dass sich die frühen Menschen ihrer körperlichen Unterlegenheit gegenüber den kraftvollen Tieren durchaus bewusst waren. Durch diese Darstellungen wurde die Angst vor der Bedrohung der eigenen Gesundheit vorweg genommen und kommuniziert, durch die symbolische Bewältigung der Gefahr wurde auch die reale Gefahr geringer und leichter zu bewältigen. So vorbereitet konnten die Jäger im direkten Angesicht der tierischen Macht überlegter handeln und die Vorteile von Werkzeuggebrauch und intelligentem, sozialem Agieren voll ausspielen. Diese Art des „Lernens am Modell“ hat den Vorteil, dass sie auch dann funktioniert, wenn man sich des Unterschieds zwischen Symbol und realem Tier nicht bewusst ist und das gemalte Tier wie ein echtes behandelt.

Ob die Bilder also magisch oder technisch waren, spielte für deren positive Effekte auf die prähistorische Gesellschaft keine Rolle. Vieles spricht dafür, dass es diese Trennung damals ohnehin nicht gab, Technik war Magie. Und so wurde sie als Gelegenheitskraft zur Magie der Wildnis eingesetzt.

Signifikant für die Bedeutung der Wildnis für die Entwicklung von Kultur ist auf jeden Fall die Tatsache, dass der Mensch bereits einige seiner allerersten Kulturtechniken darauf verwandte, seine Beziehung zur außermenschlichen Natur, zum Bereich, den er nicht direkt kontrollieren kann, zu klären und vor allem zu kommunizieren. Gleichzeitig scheint die menschliche Beziehung zur Wildnis so komplex zu sein, dass schon sehr früh ein Medium in der Kommunikation des Phänomens nötig wurde. Andere Belange des täglichen Lebens konnten mit weniger Aufwand diskutiert werden. Für die Bewältigung der Wildnis reichten diese Kommunikationskanäle offensichtlich nicht mehr und so mussten neue Wege erfunden werden, um die Gewalt über das nicht zu Bewältigende zurück zu erlangen.



Abb. 5: Höhlenmalerei, Lascaux

2.3.2 Pan, griechischer Gott der Wildnis

Die Entstehung der griechischen Götterwelt markiert in Europa den Übergang vom Animismus zum Polytheismus. Im ersten Jahrtausend vor Christi fand gleichsam eine Machtübergabe statt, lokal und sozial begrenzte Totem- und Tabumächte wurden in Form von allgemeinen Göttern personifiziert und individualisiert. Die Phänomene des täglichen Lebens waren nicht mehr länger Folge schwer fassbarer, diffuser Kräfte, sondern Ergebnis individuellen göttlichen Handelns. Durch die Zuteilung einer individuellen Lebensgeschichte und eines bestimmten Aufgabenbereichs wurden die Götter menschenähnlicher, ihr Handeln war damit im Raster der bekannten Verhaltensweisen erklärbar.

Die griechische Mythologie teilte sich in zwei Bereiche. Auf der einen Seite stand Zeus und die ihm untergebenen Götter. Mit klar definierten Aufgabenbereichen war ihr Eingreifen in die Menschenwelt günstig oder ungünstig, auf jeden Fall aber verständlich und nachvollziehbar. Auf der anderen Seite standen die Dämonen der Wildnis. Keren, Sphingen, Greifen, Kentauren, Nymphen und Satyrn waren unberechenbare Mischwesen, die in den Wäldern und Bergen außerhalb der Städte ihr Domizil hatten. Ihr Verhalten war triebhaft, von plötzlichen Launen und Stimmungen beherrscht und damit unberechenbar. Mit ihren befallten Leibern, dicken Bäuchen und großen Hinterteilen waren sie aber auch Fruchtbarkeitssymbole und standen für die lustbetonte Erneuerung der Welt.

Der für die Welt „da draußen“ zuständige Gott war Pan. Gezeugt wurde er von Hermes und der Nymphe Dryops, nach anderen Quellen von Zeus und Kallisto bzw. Hybris oder von Kronos und Amaltheia. Auf jeden Fall war sein Vater ein Gott, seine Mutter eine Nymphe, ein Naturwesen der Wildnis. Er ist damit unmittelbares Produkt der Synthese von väterlichem, vernünftigem Götterprinzip, von Recht und Ordnung und mütterlichem, sinnlichem Nymphenprinzip, von Geist und Trieb, ein Symbol für die Einheit von Kultur und Natur.

Pans Revier war Arkadien, das bergige, karge, unzugängliche Gebiet im Zentrum des Peloponnes, umschlossen von Bergrücken, ohne Zugang zum Meer, unberührt von Ackerbau oder anderen menschlichen Eingriffen. Als einzigerischer Nomade durchstreifte Pan diese Wildnis. Ziellos und ständig getrieben tauchte er mal hier mal dort auf, liebte Gesellschaft mit Musik, Spiel und Tanz. Er war Meister der Verführung und konnte doch nie länger Teil der Gemeinschaft sein. Die Mittagsstunde, wenn alles Leben in der Hitze zum erlahmen kommt und der Schatten verschwindet, war ihm heilig. Wer Pan dann störte, musste mit ernsthaftem Ärger rechnen. Schon rein äußerlich war er der Tierwelt mit seinen Bocksbeinen, dem Ziegengesicht und den Hörnern näher als den Menschen.

Damit war Pan aber auch für alles zuständig, was die restliche Götterwelt nicht zu erklären vermochte. Er war eben Gott der Unvernunft, der Zügellosigkeit, des Unerklärlichen: „*Aber jenen Bestandteil der Welt und die dunklen Vorgänge in ihr, die sich in der Zeusreligion nicht in das Licht der Erkenntnis heben ließen, also das, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist – im Wirken der elementaren Mächte und der Naturwesen glaubten sie es zu begreifen. Und wenn nicht ein Gott oder alter Geschlechterfluch die Ursache von Drangsalen und unbegreiflichen Eingriffen im Leben waren, dann waren Mächte der Wildnis mit Gestalt und Namen am Werk.*“⁶²

Die Wildniswesen und Dämonen gehörtem zum Glauben vor allem der älteren Zeit, als die Menschen noch nomadisch lebten, noch nicht die Zivilisation der Städte und Dörfer kannten. Pan bildet die Schnittstelle. Sein aufrechter Gang, die menschliche Perspektive, unterscheidet ihn trotz der starken animalischen Anteile von den Dämonen und Tierwesen der Wildnis.

Pan war vor allem der Gott der Hirten und Jäger. Der Menschen also, die diese Grenze Tag für Tag überschreiten mussten, die nach wie vor abhängiger von den Na-



Abb. 6: Der Hirt fliebt vor Pan,
Herm des Preapos, 470 v. Chr.

turgeistern als von den Göttern des Olymps waren. Sie erlebten die Natur in der ganzen Bandbreite der Emotionen, mal verführe- risch schön, mal erschreckend grausam. Das verkörpert Pan. Lust und Leid, Geburt und Tod, Werden und Vergehen liegen auch bei ihm stets eng beieinander und so bringt er den Menschen eben nicht nur Tanz und Ver- gnügen, sondern auch panischen Schrecken.

Im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt wechselte Pan gewissermaßen den Aufenthaltsort. Von den Bereichen außerhalb des Menschen zog er um in die Bereiche innerhalb des Menschen. Pan in seiner ganzen Ambivalenz wird als menschliches Prinzip entdeckt. Die Pan-Figur des POLYKLET dokumentiert diesen Wandel: die tierischen Züge, der Ziegenkopf und die behaarten Beine sind verschwunden, die Hörner sind tief im dichten Haarschopf vergraben. Das triebhafte Äußere wird also nach innen projiziert und beleuchtet so die innerpsychischen Bereiche, die sich bisher menschlicher Erklärung entzogen: „*In der Panfigur erscheint nicht, was der Bildner im Pan, sondern im Menschen gesehen hat. Im Nachspüren der jenseits der menschlichen Bewusstseinssphäre im Dämmer liegenden Lebenskräfte stieß der Künstler auf Pan. Es war seine Einsicht, seine Erkenntnis: dass der Mensch nicht nur teilhat am Animalischen, sondern dass diese Schicht ein Teil von ihm selbst*

52 WALTER, Hans: Pans Wiederkehr - Der Gott der griechischen Wildnis, München 2001, S. 30

ist, ist die eindeutige Antwort des ‚polykletschen‘ Pan auf das Phänomen. Indem der Bildner den Bezug vom Menschen zu Pan herstellte, ist die Deutung des Pan eine Deutung des Menschen – und ein Schritt auf dem Weg zu menschlichen Selbsterkenntnis.“⁵³

In der Folge stellte Pan also nicht mehr die unmittelbaren Kräfte der Natur dar, die es anzubeten und zu besänftigen galt, er war vielmehr Repräsentant eines Denk- und Handlungsprinzips, das lustbetont und spontan jenseits aller Regeln stand. Die perfekte Personifizierung was Freud später „Triebnatur“ oder „Es“ nennen sollte, ein Symbol des „wilden Denkens“.

Die Attribute des Pan, Hörner, Bocksbeine, Ziegen Gesicht, werden in späteren Darstellungen wieder verstärkt, sind jetzt jedoch nicht mehr Zeichen für die Triebhaftigkeit des Gottes, sondern Symbol für die Triebhaftigkeit des Menschen. In dieser Rolle hält Pan Einzug in die Stadtvielen wohlhabender Römer, die sich, trotz oder gerade wegen des Profitierens von den engen Regeln der Zivilisation in die Regel- und Zügellosigkeit Arkadiens träumen.

Ein Fluchtreflex, der sich in der folgenden Kulturgeschichte noch mehrfach wiederholen sollte.

2.3.3 Tacitus und die wilden Germanen

Pan sollte nicht allein bleiben. Mit zunehmender Expansion und Entwicklung des römischen Imperiums nahm auch die Sehnsucht nach dem einfachen und archaischen Urzustand zu. Die Wildnis hinter den römischen Gartenzäunen war bereits lange vor Christi Geburt Sehnsuchtsort und Schreckensquelle.

Die Wandmalereien der Villa di Livia in Primaporta, heute im Nationalmuseum in Rom, legen Zeugnis davon ab, dass die Hausherrin damals schon der Meinung gewesen sein muss, das Gras auf der anderen Seite des Zauns sei grüner als im eigenen Garten. Mit überbordender Fülle wuchert die Natur hinter der niedrigen Gartenmauer und schickt hier und da ihre ersten Gesandten über die Einfriedung. Gleichwohl ist die Wildnis jenseits der Mauer nicht nur Fruchtbarkeitssymbol und Sehnsuchtsort, sondern eben auch Beweis dafür, wie kultiviert und zivilisiert es auf der eigenen Seite



Abb. 7: Pan des Polyklet,
Kopie nach Original um 410 v. Chr.

53 ebd., S. 76

zugeht. Die malerische Darstellung nur einer der beiden Seiten hätte nicht den gleichen Effekt gehabt. Die wuchernde Wildnis ohne den Anschnitt des eigenen Gartens ist bestenfalls, wenngleich virtuos dargestellte, Natur. Zur Wildnis wird sie erst durch die Gartenmauer, durch die Darstellung der Grenze. Die Abtrennung des Drinnen verdeutlicht das Draußen.

Der Beweis, dass sich Livia, Gemahlin des Augustus, diese Wildnis auch kulturell leisten konnte, findet sich in der Darstellung der Gartenmauer und des kurzen Stücks Garten davor. Nur wer die Wildnis besiegt hat, sich in der eigenen Kultur weit über sie erhoben hat, kann es sich leisten, diesen Gegensatz auch darzustellen. Die reifen Früchte an den gemalten Bäumen beweisen sogar, dass man selbst die wirtschaftliche Nutzung dieser Wildnis nicht mehr nötig hat. Aber die Mauer ist niedrig und man könnte sie jederzeit übersteigen, wenn die Sehnsucht zu groß würde.



Abb. 8: Villa di Livia, Nationalmuseum Rom

Eine ähnliche Rolle wie für Livia ihre gemalte Gartenlandschaft, nahmen im Römischen Reich die Gebiete und Völker ein, deren Eroberung und Erforschung Hauptzweck der glorreichen römischen Armee war. Anders als die Völker des Südens mit ihren Hochkulturen in Ägypten und im Zweistromland, eigneten sich gerade die barbarischen Stämme des Nordens hervorragend dafür, die Vorteile und Errungenschaften der eigenen Kultur zu dokumentieren.

In diesem Sinne ist auch die *Germania* des Publius Cornelius TACITUS zu verstehen. Entstanden um 98 v. Chr. ist sie weniger ethnographische Monographie und Beschreibung der Germanen, wie sie wirklich waren, als vielmehr Projektion eines einfacheren aber besseren Lebensstils. Germanien als Nicht-Rom.

Schon der landschaftliche Eindruck ist genau gegensätzlich zu den landwirtschaftlich geprägten Gegenden Italiens: „Wer hätte ferner, ganz abgesehen von den Gefahren des schaurig bewegten und unbekannten Meeres, Asien oder Afrika oder Italien den Rücken kehren und nach Germanien ziehen wollen, das ohne Reiz im Aufbau seiner Landschaft und rau im Klima,

*dessen Bearbeitungsmöglichkeit kümmertlich und dessen Gesamteindruck niederdrückend ist – es sei denn, es wäre seine Heimat?“⁵⁴. Die gebaute Stadt, wie sie die Römer verehren und als Wiege jeglicher Kultur sehen ist den Germanen völlig fremd: „*Es ist allgemein bekannt, dass die Germanenstämme nicht in Städten leben, ja überhaupt nichts von untereinander verbundenen Wohnsitzen „geschlossener Siedlung“ wissen wollen: sie siedeln in einzelnen, voneinander weit abliegenden Gehöften, je nachdem wie ihnen ein Quell, ein Feld oder ein Hain gefällt*“⁵⁵.*

Keine Spur also von den planvoll angelegten Straßenschluchten Roms. Auch der Glaube der Germanen benötigt keine mächtigen und mit Mühen und Kosten errichteten Tempel: „*Übrigens glauben die Germanen, dass es mit der Hoheit der Himmlichen unvereinbar sei, Götter in Wände einzuschließen und sie irgendwie menschlichem Gesichtsausdruck anzunähern: sie weihen Lichtungen und Haine und geben die Namen von Göttern jener weltentrückten Macht, die sie allein in frommen Erschauern erleben*“⁵⁶.

Und doch ist aus dem Text durchaus Achtung heraus zu lesen. Denn nicht nur die aus roh behaunem, schmucklosem Holz zusammen gezimmerten Hütten zeugen vom einfachen Leben, auch die Sitten sind schlicht und unverstellt: „*Dies Volk, das weder verschlagen noch durchtrieben ist, erschließt eben noch seine geheimsten Gefühle in ausgelassener Heiterkeit; so tritt die Gesinnung bei allen unverhüllt und offen ans Licht. Tags darauf nimmt man die Angelegenheit noch einmal vor, und beide Zeiten kommen zu ihrem Recht: sie überlegen zu einer Zeit, da sie sich nicht verstehen können, sie beschließen, wenn ein Irrtum unmöglich ist*“⁵⁷. Eine offene und ehrliche Art zu verhandeln, die dem an Intrigen und politische Ränke gewohnten Verwaltungsfachmann Tacitus sehr verlockend erscheinen musste.

Auch das übrige gesellschaftliche Leben scheint aufrichtiger und einfacher zu sein. Die Frauen kleiden sich leger, sind aber treu, die Sittenregeln sind für alle gleich und streng: „*So leben die Frauen in wohlbehüteter Keuschheit, ohne durch die Verlockungen von Schauspielen oder die Reizungen von Gelagen verdorben zu werden. Geheimen Briefwechsel kennen die Männer sowenig wie die Frauen*“⁵⁸. Offensichtlich würde Tacitus dieses Leben jederzeit dem komplizierten Alltag Roms vorziehen. In der Wildnis Germaniens findet er die ehrliche und archaische Einfachheit des ersten römischen Senats wieder und klagt damit indirekt die vergoldete Dekadenz des aktuellen Imperiums an. Das Motiv des edlen Wilden ist also schon älter als unsere Zeitrechnung.

Die perfekte Personalisierung dieses frühen edlen Wilden war Arminius oder Hermann der Cherusker. 9 n. Chr. siegten in den Urwäldern, die später Teutoburger Wald genannt werden sollten, die von Tacitus beschriebenen Grundprinzipien über das de-

54 TACITUS, Cornelius: Germania, Frankfurt am Main 1980, Kapitel 2

55 ebd., Kap. 16

56 ebd., Kap. 9

57 ebd., Kap. 22

58 ebd., Kap. 19

kadente und überhebliche Rom. Auf der einen Seite steht Varus, der Vertreter Roms, der die Urwälder Germaniens endlich dem römischen Recht unterstellen soll. Überheblich, dekadent und ignorant sieht Varus die Germanen als Kinder, die man mit der Kultur Roms überhaupt erst zu Menschen macht⁵⁹. Arminius dagegen kennt seinen Feind genau. Er hat selbst im römischen Heer gedient und diese Zeit auch dazu genutzt, sich militärische Strategie anzueignen. Der starren und geordneten Schlachtordnung der Legionen setzte er den unübersichtlichen, unstrukturierten Guerillakampf entgegen und hatte damit Erfolg.

Dieser Sieg sollte in Verbindung mit der *Germania* auch in späteren Jahrhunderten immer wieder zur Identifizierung des Deutschen Volkes mit den schlichten aber aufrechten Germanen führen. Das im 19. Jh. errichtete Hermannsdenkmal bei Detmold zeugt bis heute von der Idee, dass der raue Naturbursche über die dekadente Kultur siegen kann.

2.3.4 Hexen, Werwölfe, Wasserspeier – Wildnis im Mittelalter

Im Mittelalter war die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation, zwischen Drinnen und Draußen streng bewacht. Drinnen, das war die katholische Kirche mit ihren festen Vorstellungen von Gut und Böse, von Paradies und Verderbnis, von Himmel und Hölle, und drinnen waren die weltlichen Herrscher, Könige, Kaiser und Grafen mit ihrer Gefolgschaft. Nichts war den geistlichen und weltlichen Führern wichtiger, als ihre Macht über das Drinnen gegen die bösen Mächte des Draußen zu verteidigen.

Die katholische Kirche entdeckte schon relativ früh, dass sich mit Hilfe von Medien viel leichter eine gewisse Drohkulisse aufbauen ließ, die das einfache Volk ängstigte und so in die Arme des Heil versprechenden Glaubens trieb. Die Mauern und Kapitelle der mittelalterlichen Kathedralen strotzen nur so von seltsamen Mischwesen, gefährlichen Tieren und Monstern und alle wollen sie nur eines – die Seele der Ungläubigen und armen Sünder. Geschickt wurden Sagengestalten der Antike wie Kentauren, Greifen oder Harpyien mit den Überbleibseln der animistischen Naturreligionen gemischt, die vor der Christianisierung Europa dominierten. Dem abstrakten Bösen wurde so eine Form gegeben, die keine hohe Bildung benötigte um zu verstehen, dass da draußen etwas lauert, das nur durch streng befolgte Glaubensregeln unter Kontrolle gehalten werden konnte. Äußere Ereignisse wie Kriege oder die Pest schienen den Geistlichen Recht zu geben. Exotisches und Monströses wurde als negativ abweichende Seite von der göttlichen Ordnung gesehen und verliehen dem nicht greifbaren Bösen, dem sich jeder in seinem Alltag ausgesetzt sah, vorstellbare Gestalt.

⁵⁹ vgl. SCHAMA, Simon: Der Traum von der Wildnis - Natur als Imagination, München 1996, S. 104 f.

Das Heidnische des alten Glaubens wurde so konsequent aus der Kultur des einzig wahren Glaubens verdrängt und hinter die Hecke, den Zaun in die Wildnis verbannt. Waren die Schamanen und Weisen des alten Glaubens noch Mittler zwischen den Welten von Draußen und Drinnen, wurde den Grenzbewohnern des neuen Glaubens zunehmend diese Rolle aberkannt: „*War die mittelalterliche Hexe noch die hagazussa, diejenige, die auf dem Hag, der Hecke, dem Zaun saß, der hinter den Gärten verlief und das Dorf von der Wildnis abgrenzte, und war sie somit ein Wesen, das an beiden Bereichen teilhatte, wir würden heute vielleicht sagen, ein halbdämonisches Wesen, so wird sie mit der Zeit immer eindeutiger, bis sich in ihr nur noch das verkörpert, was aus der Kultur hinausgeworfen wird, um in der Nacht in verzerrter Form wiederzukehren.*“⁶⁰

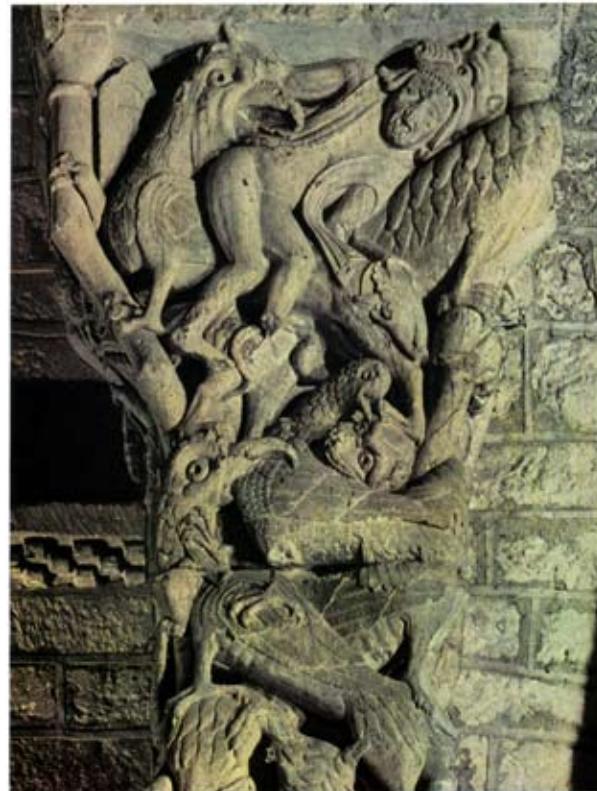


Abb. 9: Die Verstricktheit der Welt – um 1130.
Oberer Teil des Bestienpfilers der Marienkirche von Souillac

Als später das Heidnische äußerlich besiegt und die letzte heilige Eiche gefällt war, wurde das Wilde zunehmend nach innen verlagert. Die Grenze zwischen kultiviert und ungläubig verließ nun nicht mehr hinter dem Dorf, jenseits der Siedlung, sondern mitten durch den Leib des Einzelnen: „*Hatte als der erste, nicht ganz erfolglose Schritt im frühen Mittelalter darin bestanden, das Heidnische aus der Kultur hinaus zu werfen, so entwickelte sich jetzt angesichts des Aufslackerns eines ‚neuen Heidentums‘ in der Gestalt von Ketzen, Hexen und anderen Hoffärtigen notgedrungen die Strategie, den bösen Feind im Zentrum der Kultur zu stellen und ihn dort vernichtend zu schlagen. Hatte der Teufel auch das ‚Innere‘, die Seele, in seinen Besitz gebracht, dann musste sein neuer Wohnsitz, der Leib, abgetötet und verbrannt werden, um ihm die Basis zu rauben.*“⁶¹

Auch andere Wesen bewegen sich auf dieser Grenze, manche von ihnen jedoch nur temporär, etwa der Werwolf, der nur in Vollmondnächten von den wilden Teilen seines Ichs überwältigt wird. Dem Werwolf sieht man seine tierische Natur im Alltag nicht an, scheint der Mond, die Gegenmacht zur Sonne, jedoch mit voller Kraft, verliert er jeden Rest an Menschlichkeit und lässt die Grenze von Kultur und Zivilisation

60 DUERR, Hans-Peter: Traumzeit - über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation, Frankfurt am Main 1979, S. 62

61 ebd., S. 66

weit hinter sich. Gierig durchstreift er die Gegend und gibt jedem Lustreiz nach. Die perfekte Antithese zum streng regulierten Alltag von Kirche und Hofstaat.

Die Mächtigen lernten jedoch, dass es die eigene Herrschaft stärkt, lässt man von Zeit zu Zeit solche Grenzüberschreitungen zu. Institutionen wie der Karneval oder in manchen Regionen auch gewisse Initiationsriten, kanalisierten die wilden Persönlichkeitsanteile und machten sie beherrschbar. Für den Einzelnen wurde das überschritten der Grenze zwischen Anstand und Lust, zwischen Gesetz und Regellosigkeit aber ebenfalls in geordnete Bahnen gelenkt. Das Erleben von Kulturlosigkeit wurde so ihrerseits zum Bestandteil der Kultur.

Auch die weltlichen Herrscher wussten das Draußen der Wildnis zur eigenen Macht-erhaltung zu nutzen. Die Verbannung, der Ausschluss aus der Gesellschaft und das zwangsweise verlassen der Zivilisation war gängige Bestrafung für die, die gegen die Regeln der Herrschenden verstießen. Die Ritter und Heldensagen, in denen gut gewappnete Recken sich aufmachen, um das wilde Untier zu erschlagen und die holde Maid zu retten, trugen ebenfalls dazu bei, die Wildnis jenseits des Zaunes als Schreckensort zu etablieren, den man nur gut gerüstet betreten sollte.

Die Idealisierung der „Outlaws“, die in den Wäldern außerhalb des Machtbereichs der Herrschenden lebten, ließ nicht lange auf sich warten. Als 1308 in Wakefield in der Grafschaft Yorkshire ein gewisser Robert Hood für das Sammeln von Holz im Wald des Grafen Strafe zahlen sollte, sich diesem widersetzte und verbannt wurde, dauerte es nicht lange, bis die ersten Gedichte und Lieder über seine Taten auftauchten. Bemerkenswert an der Geschichte der *Lytell Geste of Robyn Hode* ist, dass sie nicht zuerst unter den Witwen und Waisen populär wurde, sondern in den Burgen und an den Höfen der Barone und Grafen.⁶² Ähnlich wie bei Tacitus’ Germanen stellt die Gefolgschaft Robin Hoods die ideale Gesellschaft der Zeit dar. Die Männer sind ehrlich und unbestechlich, sie beschützen die Armen und bekämpfen die Dekadenz. Und sie verteidigen den wahren König bis aufs Blut. Denn Robin ist kein Revoluzzer oder Rebell, im Gegenteil, er ist ein „*leidenschaftlicher und nostalgischer Konservativer, der sich nach der Wiederherstellung einer gerechten, persönlichen Monarchie sehnt und der den Wunsch hat, dass in einer von Schurken und Parvenüs gestörten Gesellschaftsordnung wieder Rang und Stellung gelten sollen.*“⁶³ Das macht ihn zur perfekten Identifikationsfigur. Die Herrschenden sehen vielleicht ihren Lebensstil, nicht aber ihre Macht gefährdet und die einfache Bevölkerung ehrt den Kämpfer gegen Beamtenwillkür, Korruption und Dekadenz.

Die Angst erregende Seite der Wildnis, ist jedoch auch im Mittelalter nur eine Seite

⁶² vgl. SCHAMA, Simon: Der Traum von der Wildnis - Natur als Imagination, München 1996, S.168 ff.

⁶³ ebd., S. 169

der Medaille. Als Medium für die Darstellung von Glaubens- und Gesetzlosigkeit wären die Monster und exotischen Tier- und Pflanzenarten wohl nicht so populär geworden, wäre nicht damals schon auch eine ungeheure Anziehungskraft von ihnen ausgegangen.

Die positive Ausstrahlung der heiligen Haine und Naturorte der Heiden nutzten schon die ersten Christen, um ihre Kirchen darüber zu errichten. Damit sollte nicht nur die größere Macht des neuen einen Gottes betont werden, sondern auch die positive Bewertung des alten heiligen Ortes auf den neuen heiligen Ort übertragen werden. Auch die gotische Architektur nutzte die positive Besetzung des Waldes als heiligen Ort und versuchte, ihn nachzubilden. So bemerkte der Bischof William WARBURTON 1751 in seiner Epistel an Lord Burlington: „Konnten die Bögen anders sein als spitz, wenn der Handwerker die Kurve nachahmen sollte, welche sich schneidende Zweige bilden? Oder konnten die Säulen anders als in eigenständige Schäfte gegliedert sein, wenn sie die Stämme einer Baumgruppe darstellen sollten?“ Ebenso ahmte das farbige Glas angeblich die Öffnungen zwischen den Blättern nach, „und es trug dazu bei, dieses düstere Licht zu bewahren, welches religiösen Schrecken einflößt“.⁶⁴

Dazu kam, dass Fremdes insgesamt geschätzt wurde. Alles was von den Handelsreisenden aus fernen Ländern mitgebracht wurde, was nicht alltäglich war und eine gewisse Exotik ausstrahlte, wurde begeistert gesammelt. Auch Reiseberichte und Kuriositätsammlungen waren sehr beliebt. Nicht zuletzt die Kreuzzüge mit ihrem Versuch, das „Draußen“ des heidnischen Jerusalems wieder zurück ins „Drinnen“ der katholischen Kirche zu holen, trugen dazu bei, die Reiseberichte und die Begegnung mit dem Fremden und Exotischen zu idealisieren.

Dabei waren die Berichte der Heimkehrenden nicht unvoreingenommen, sie hatten die Erzählungen anderer Reisender, die Mythologie und die antiken Sagen im Kopf und betrachteten die neu entdeckten Erdteile durch diese abenteuerliche Brille. Der

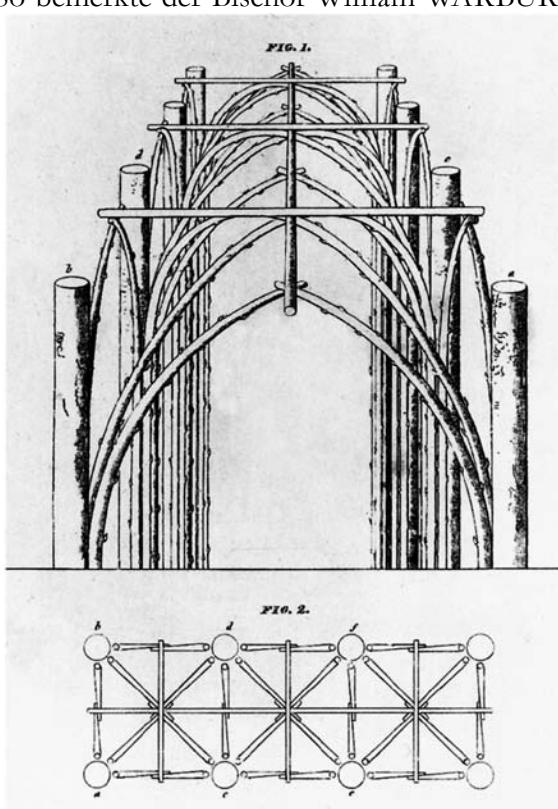


Abb. 10: James Hall, Stich aus *Essay on the Origins, History and Principles of Gothic Architecture*, 1751

⁶⁴ WARBURTON, William: An Epistle to Lord Burlington, in: POPE Alexander: Collected Works, London 1751, Bd. 3, S. 267 f., zit. nach SCHAMA, Simon: Der Traum von der Wildnis - Natur als Imagination, München 1996, S.256

Unterhaltungswert für die restliche Bevölkerung war entsprechend: „Wenn schon die Begegnung mit dem Fremden von den Entdeckern und Handelsreisenden selbst so stark von den topischen Vorstellungen, Bildern und Berichten geprägt war, wie viel stärker dürfte nicht der Eindruck gewesen sein, den sie auf ein breites Publikum ausgeübt haben, dem der direkte Kontakt mit den fremden Ländern und exotischen Gegebenheiten verwehrt war. Die exotische Tradition in der Antike und Mittelalter ist in paradoxer Umkehrung der Lebenserfahrung in erster Linie auf das Unwirkliche, Märchenhafte und Unglaubliche ausgerichtet gewesen. Wo tatsächlich Ansätze einer nüchternen Beobachtung des Fremden in den Reiseberichten vorlagen, fanden sie weniger Anklang – gerade ihnen wurde wenig Glauben geschenkt.“⁶⁵

Doch die Darstellung des teuflischen Jenseits in den Kirchen und Klöstern des Mittelalters verfehlte so manches Mal seine Wirkung. Anstatt über die Schrecknisse der Höllenqualen und die Verderbtheit des Unglaubens aufzuklären, mussten die seltsamen und wilden Kreaturen nicht selten für schnödes Entertainment herhalten: „Aber welchen Zweck erfüllt diese lächerliche Monstrosität, diese merkwürdige ungestaltete Schönheit und die schöne Unnatur in den Klöstern vor den Augen der lesenden Mönche? Was sollen die unreinen Affen, die wilden Löwen, die missgebildeten Kentauren, die Halbmenschen, die gefleckten Tiger, die kämpfenden Soldaten und die Jäger, die in ihre Hörner blasen? Man sieht viele Körper mit einem Kopf, aber auch einen Körper mit vielen Köpfen. Ein Vierfüßler weist einen Schlangenschwanz auf, ein Fisch trägt den Kopf eines Vierfüßlers. Ein Tier scheint von vorne ein Pferd, von hinten eine Ziege zu sein, ein Tier mit Hörnern wiederum hat ein Hinterteil wie ein Pferd. Die Vielfalt der verschiedenen Formen ist so reich und seltsam, dass es offensichtlich mehr Vergnügen bereitet, sie anzuschauen, anstatt in den Büchern zu lesen und man lieber den ganzen Tag damit vertrödelt, alle diese Einzelheiten zu bewundern, als über das Gebot Gottes nachzudenken.“⁶⁶

Im Großen und Ganzen war Wildnis im Mittelalter also das nicht Kultivierte und vor allem das nicht Regierte. Vielleicht war es auch die Angst davor, die eigene gerade erst geschaffene Zivilisation an die Wilden zu verlieren, die bei der Entdeckung der übrigen Welt auftauchten. Wildnis war Metapher für die Kräfte, die von außen versuchten, die Ordnung des Innen zu stören. Je nach Perspektive wurde diese Wildnis von den Heiden und Ungläubigen oder den weltlichen Feinden bewohnt. Auf jeden Fall entzog sich Wildnis der Herrschaft und musste mit aller Macht kultiviert werden. Bei allen wohligen Schauern, die die Darstellung des Fremden und Wilden auslöste, überwog die bedrohliche Seite des Unbekannten.

65 POCHAT, Götz: Das Fremde im Mittelalter - Darstellung in Kunst und Literatur, Würzburg 1997, S. 25

66 von CLAIRVAUX, Bernhard: Apologia ad Guilelmum Santi Theoderici abbatem XII, zit. nach POCHAT, Götz: Das Fremde im Mittelalter - Darstellung in Kunst und Literatur, Würzburg 1997, S. 60

2.3.5 Locus amoenus und Locus terribilis

Bereits dem antiken Dichter Theokrit dienten die von ihm beschriebenen ländlichen Idyllen als glücklicher Gegenort zu den geschäftigen Städten der damaligen Zeit (er selbst lebte in Alexandria). Im Hochmittelalter waren die bukolischen Gesänge und Gedichte der Antike sehr populär. Sie wurden in der Regel von reisenden Barden an den Höfen des Adels vorgetragen und idealisierten das einfache Leben der Schäfer und Hirten, die frei von jeglichen weltlichen und geistlichen Machtansprüchen durchs antike Arkadien streiften und nur dem Gesetz der Natur und der Liebe gehorchen mussten.

Der Locus amoenus, wie er in den Eklogen besungen und auch in der bildenden Kunst dargestellt wurde, war der ideale Ort der Idylle, hier fanden sich stets ein angenehmer Lagerplatz, Schatten spendende Bäume und erfrischendes Wasser, eben ein „Ort der Freude“. Bevölkert wurden diese Sehnsuchtsorte von Hirten und Schäfern, die sich in Lyrik und Gesang über ihre unglücklichen Lieben und das einfache aber sorgenfreie Leben der Naturburschen austauschten. Mag die Liebe auch unerwidert bleiben, der Mensch lebte doch im Einklang mit der Welt, solange er sich, und sei es nur in seinen Träumen, am locus amoenus aufhielt. In der Renaissance und im Barock wurde so der Untadelige in ein gewissermaßen vorsintflutliches Paradies zurück projiziert und erreicht die Transzendenz und die Einheit mit Gott, die er das ganze finstere Mittelalter über gesucht hatte.

Der Zaun oder die Hecke, die noch im Mittelalter den Mensch von der Natur trennte und ihn in seinen Garten einsperrte, wurde brüchig, zumindest aber niedriger. Die Mauern der Antike blitzten hier und da durch die Landschaft und verwiesen auf eine vermeintlich glücklichere Vergangenheit, deren natürlichen und lustbetonten Lebensstil es wieder herzustellen galt. Die Wildnis war nicht mehr allein Schreckensort und Bedrohung von Leib und Seelenheil, sondern Projektionsort von Harmonie mit Gott und der Welt.

Doch gab es auch den Schreckensort immer noch, denn im 17. Jahrhundert fand der unglücklich Liebende nicht immer Trost in harmonischer Natur. Der Locus terribilis, der „Ort des Schreckens“ etablierte sich als äußere Entsprechung zum schmerzgeplagten Inneren der empfindsamen Seele. Statt murmelnder Bäche und schattigen Bäumen findet sich hier nur noch Wüste, Dürre und Einöde. Rettung findet der gepeinigte nicht in Gesang und Gedicht, sondern nur noch in Einöde und Tod:

*„Diß Ort mit Bäumen ganz umgeben,
Da nichts als Furcht und Schatten schweben,
Da Traurigkeit sich hin verfügt,
Da alles wüst und öde liegt,*

*Da auch die Sonne nicht hinreicht,
Da giffig Ungeziefer schleichtet,
Da gar kein Wasser sich ergeußt,
Als daß auf meinen Augen fleust,
Da gar kein Liecht nicht wirdt erkennet, Als das auf meinem Hertzenn brennet,
Beduncket mich bequem zusein,
Da ich mich klag ab meiner Pein,
Ab meiner Pein, ab meinem Leiden,
Dafß ich mich jetzundt wirdt von mir scheyden,
Doch eh der lang gewünste Todt
Mit freunden abhilfft meiner Noth,
Will ich von meiner Liebe klagen,
Und, ob schon gantz vergeblich, fragen,
Ist dann niemandt der tröste mich,
Weil ich so trawre inniglich? [...]
[...]
Nun bin ich vieler Noth entbunden
Und habe guten Trost empfunden,
Du unbewohnte Trawrigkeit,
Ihr Hecken voll von meinem Leidt.
Ihr grausam Hölen und ihr Wüsten,
Da Eulen, Natern, Schlangen nisten,
Du wüster Orth gehab dich wohl,
Ich bin für trawren frende voll.
Für Finsterniß, sich ich die Sonnen,
Für Thränen, einen külen Bronnen,
Die so Vertröstung mir gethan,
Gewißlich nicht betriegen kan“:⁶⁷*

Der locus terribilis ist hier aber nicht nur Vanitas-Symbol, wie es oft auf Gemälden aus der Zeit auftaucht, vielmehr ist er komplette Wildnis. Keinen Trost bieten die Wüsteneien, keine Erholung die Finsternis. Jegliche Kontrolle ist dem enttäuschten Liebenden entglitten, nichts scheint ihm mehr vertraut.

Im Gegensatz zu den monströsen und exotischen Darstellungen des Mittelalter wird hier nun aber nicht die seelische Wildnis des Unglaubens und der Unkeuschheit thematisiert, sondern die seelische Wildnis der empfindsamen Seele. Das Gefühl, die Empfindung bringt einen an den locus amoenus oder den locus terribilis, nicht der

⁶⁷ Opitzsche Gedichtsammlung von 1624, zit. nach GARBER, Klaus: Der Locus amoenus und der locus terribilis – Bild und Funktion der Natur in der deutschen Schäfer- und Landlebendichtung des 17. Jahrhunderts, Köln 1974, S. 226

Glaube oder das Verhalten. Die äußere Wildnis wird zum perfekten Spiegelbild der inneren Wildnis, die der von Liebeskummer geplagte Protagonist in diesem Moment empfindet. Auch hier empfindet er nichts als Schmerz und Verunsicherung.

Doch gerade in dieser Spiegelweltlichkeit der inneren mit der äußeren Wildnis liegt ein gewisser Trost. Wenn das Innere also wüst, öde und einsam ist, verheißt die Reise an einen Ort, der ebenfalls wüst, öde und einsam ist, Linderung – selbst wenn diese Reise nur virtuell in Gedichtform stattfindet. Dennoch entwickelten Einsiedeleien und ihre Einsamkeit suchenden Bewohner bis ins 19. Jahrhundert hinein eine Anziehungskraft, die viele Einsiedler entweder zu Massenpredigern machte oder sie noch weiter in die unbesiedelte Wildnis trieb.

2.3.6 erhabene Wildnis

Die Wildnis teilte sich also schon während der Renaissance und des Barocks in einen schönen, angenehmen und einen gefahrsvollen, schrecklichen Ort. Beide dienten jedoch der seelischen Verfeinerung und wurden in der Regel wieder verlassen, nachdem Läuterung eingetreten war. Die Wildnis, und sei es nur die innere, wurde also auch hier als Ambivalenz aus Schönheit und Abstoßung, aus Lust- und Unlustempfinden wahrgenommen.

Mit dem englischen Dramatiker und Kritiker John DENNIS (1657 – 1734) teilte sich die Ästhetik im 18. Jh. schließlich auf in das Schöne und das Erhabene, das Dennis am eigenen Leib während einer Alpenüberquerung erfuhr: „*a delightful Horrore, a terrible Joy, and at the same time, that I was infinitely pleas'd, I trembled*“⁶⁸. Das Erhabene kennzeichnete sich also durch die Erfahrung des angenehmen Grauens, gepaart mit dem Vergnügen am Schönen. Damit bildeten erhabene Landschaften den Gegenpart zu den amönen Landschaften, die bis dahin die Kunst dominierten.

Dabei geht das Erhabene eigentlich auf die antike Tragödientheorie zurück. Bei Aristoteles und Platon spielt das Erhabene neben Enthusiasmus, Katharsis und Pathos eine wichtige Rolle. Das zentrale Werk der Antike zum Begriff des Erhabenen steuert jedoch der Theoretiker LONGINUS oder auch PSEUDO-LONGINUS bei, mit der Schrift *Vom Erhabenen*. Das Erhabene bezeichnet bei LONGINUS einen rhetorischen Stil, der die Zuhörer verzückt und sie erschüttert. Er ist dem genialen Prosaautoren oder Dichter angeboren und kann nicht erworben werden. Darüber hinaus hat das Erhabene noch eine andere Funktion: „*Erhabenheit und Pathos sind deshalb Mittel gegen den Argwohn beim Gebrauch von Redefiguren.*“⁶⁹

68 DENNIS, John: Letter describing his crossing the Alps, dated from Turin, Oct. 25, 1688, zit. nach ZELLE, Carsten: Schönheit und Erhabenheit. Der Anfang doppelter Ästhetik bei Boileau, Dennis, Bodmer und Breitinger, in PRIES, Christine (Hrsg.): Das Erhabene - zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn, Weinheim 1989, S. 63

69 LONGINUS: Vom Erhabenen, Stuttgart 1988, S. 55

Bezog sich Dennis' Teilung noch vor allem auf die Literaturwissenschaft, kommt es durch Joseph ADDISON (1672 – 1719) 1712 zur Teilung der Ästhetik in das Schöne und das Erhabene. Mit dieser doppelten Ästhetik geht die Abwertung des Schönen und die Elitisierung des Erhabenen einher, das einfache Wohlgefallen des Schönen kann schließlich jeder fühlen, für das Erhabene braucht es da schon mehr Empfindsamkeit: „*Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muss man erhaben zu rühren suchen.*“⁷⁰

Bei Edmund BURKE (1729 – 1797), der mit „*A Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful*“ ein weiteres Standardwerk über das Erhabene und seine Unterscheidung vom Schönen schuf, nimmt der Schrecken eine zentrale Rolle ein. Er aktiviert den Selbsterhaltungstrieb des Menschen und führt nach der totalen Übermächtigung zur mit totaler Lust gekoppelten Selbst-Bewusstwerdung. Der Endlichkeit der menschlichen Physis tritt die Unendlichkeit menschlichen Geistes entgegen. Dabei entspricht es dem Geist der Aufklärung, dass die Rettung aus dem Schrecken im Geist und im Verstand des Einzelnen zu finden ist und nicht in göttlicher oder herrschaftlicher Gnade.

Beinahe zeitgleich veröffentlicht Immanuel KANT (1724 – 1804) 1790 die *Kritik der Urteilskraft*, in der er sich explizit mit dem Erhabenen und seiner Unterscheidung vom Schönen auseinandersetzt. Das Schöne ist freies Spiel von Einbildung und Verstand, spontan subjektives Wohlgefallen. Das Erhabene unterteilt Kant in das mathematisch-erhabene und das dynamisch-erhabene. Das mathematisch-erhabene überwältigt durch schiere Größe oder Anzahl, dies ist jedoch immer auch eine Frage des Maßstabs: „*Erhaben ist das, mit welchem in Vergleichung alles andere klein ist*“⁷¹

Das dynamisch-erhabene der Natur besteht schließlich auch bei Kant aus zwei Phasen: in der ersten Phase schafft es die Einbildungskraft des Menschen bei Begegnung mit einem Naturphänomen nicht, die Eindrücke noch zu verarbeiten. Diese Überforderung führt zu Schrecken und Unlust. Diese wird in der zweiten Phase zur Lust, da das Individuum erkennt, dass der Geist, die Vernunft, größer ist als die Sinneswelt der Natur. Das Erhabene ist somit ein Paradox, da es das Schöne und den Schrecken vereint: „*Aber ihr [die Macht der Natur; P.H.] Anblick wird nur um desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns nur in Sicherheit befinden; und wir nennen diese Gegenstände gern erhaben, weil sie die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaß erhöhen, und ein Vermögen zu widerstehen von ganz anderer Art in uns entdecken lassen, welches uns Mut macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt*

70 SCHILLER, Friedrich: Werke, Bd. 30 Nr. 215, S. 176 f., zit. nach ZELLE, Carsten: Schönheit und Erhabenheit. Der Anfang doppelter Ästhetik bei Boileau, Dennis, Bodmer und Breitinger, in PRIES, Christine (Hrsg.): Das Erhabene - zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn, Weinheim 1989, S. 73

71 KANT, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, Frankfurt am Main 1974, S. 171

der Natur messen zu können“⁷² Dabei kann die Erfahrung durchaus zwischen den beiden Phasen oszillieren.

Schönheit und Erhabenheit stellen bei Friedrich SCHILLER, der sich bei seiner Sicht des Erhabenen ansonsten weitgehend auf Kant stützt, ein zentrales Element der Freiheit dar: „*Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluss haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde*“⁷³ Der Geist befreit sich über das Erhabene also nicht nur von Gott, sondern auch von allen anderen Gesetzen und seien es selbst die der Vernunft. Der Einzelne ist somit nicht mehr Teil eines Ganzen, das von außen gesteuert wird, sondern ganz Individuum, das nur sich selbst Rechenschaft schuldig ist.

Und wer sich so über die Natur zu erheben vermag, wird sich von einem weltlichen Herrscher kaum mehr unterdrücken lassen. Es ist wohl kein Zufall, dass die *Kritik der Urteilskraft* nur ein Jahr nach der französischen Revolution erschien. Letztendlich führt das Erhabene zur Aufklärung und zur Emanzipation des Subjekts von Gott und/oder Herrscher: „*Das Kantische Erhabene ist darum die teils begleitende, teils vorauselende (protoindustrielle) ästhetische Fassung des neuzeitlichen Programms von Subjektermächtigung und Naturunterwerfung*“⁷⁴

Bei aller Freiheit und aller Vernunft ist doch die äußere Wildnis, die Natur zur Zeit der Aufklärung nach wie vor wichtigste Bedingung zur Verfeinerung des Individuums: „*Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ozean zu seinen Füßen und der größere Ozean über ihm entreißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein größerer Maßstab der Schätzung wird ihm von der simplen Majestät der Natur vorgehalten, und von ihren großen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr*“⁷⁵ Und auch bei Kant heißt es: „*Kühne überhangende gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich auftürmende Donnerwolken, mit Blitzen und Krachen einherziehend, Vulkane in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelassenen Verwüstung, der grenzenlose Ozean, in Empörung gesetzt, ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses und der gleichen machen unser Vermögen zu widerstehen, in Vergleichung mit ihrer Macht, zur unbedeutenden Kleinigkeit. Aber ihr Anblick wird nur um desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns nur in Sicherheit befinden; und wir nennen diese Gegenstände gern erhaben, weil sie die*

72 ebd., S. 185

73 Schiller, Friedrich: Vom Pathetischen und Erhabenen - Schriften zur Dramentheorie, Stuttgart 1970, S. 87

74 BÖHME, Hartmut: Das Steinerne – Anmerkungen zur Theorie des Erhabenen aus dem Blick des „Menschenfremdesten“, in PRIES, Christine (Hrsg): Das Erhabene - zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn, Weinheim 1989, S.126

75 SCHILLER, Friedrich: Vom Pathetischen und Erhabenen - Schriften zur Dramentheorie, Stuttgart 1970, S. 92 f.

Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaß eröhren, und ein Vermögen zu widerstehen von ganz anderer Art in uns entdecken lassen, welches uns Mut macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können“⁷⁶

Doch ist es nicht die direkte, die äußere Natur, die hilft, die innere zu entwickeln. Es ist vielmehr die Wildnis der damaligen Medien, von Malerei und Literatur, die den Menschen zur Freiheit führen soll. Allein die Rezeption des Erhabenen in einem trockenen Museum oder einem warmen Theatersessel befreit den Leib von den äußerlichen Einflüssen der Natur und erlaubt dem Geist, sich innerlich zur erheben. Dabei reicht die künstliche Darstellung der Wildnis völlig: „*Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vorteile der Natur, ohne ihre Fesseln zu teilen*“⁷⁷



Abb. 11: Joseph Wright of Derby: Vesuvius in Eruption, with a View over the Islands in the Bay of Naples ca. 1776-80, Öl auf Leinwand, 1220 x 1764 mm, Tate Britain, London

2.3.7 Romantik, die Flucht hinter den Zaun

Die Emanzipation des Individuums von Kirche und Königshaus, wie sie ab dem 18. Jahrhundert einsetzte, war aber wohl eher weniger die Folge aufklärerischer Schriften und erhabener Kunst. Die einsetzende Industrialisierung und die damit verbundenen ökonomischen Veränderungen dürften wesentlich größeren Anteil daran gehabt haben, dass der Einzelne von den großen Umwälzungen des Jahrhunderts ergriffen wurde.

Als das 19. Jahrhundert dämmerte, betrafen die Umbrüche der Industrialisierung

76 KANT, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, Frankfurt am Main 1974, S. 185

77 SCHILLER, Friedrich: Vom Pathetischen und Erhabenen - Schriften zur Dramentheorie, Stuttgart 1970, S. 100

so gut wie jeden Lebensbereich: aus handwerklichen Kleinbetrieben wurden Massenproduktionsstätten und sorgten zusammen mit der rapide wachsenden Bevölkerung für Zersiedlung und Verstädterung. In der Landwirtschaft sorgte die Bauernbefreiung durch Gemeinheitsteilungen, Privatisierung von Gemeinschaftsflächen, neuen Produktionsmethoden und Flurbereinigung für eine rationellere Bewirtschaftung der Agrarflächen. Die Forstwirtschaft unterlag ähnlichen Veränderungen und so wurde aus der kleinbäuerlichen Nebennutzung überschaubarer Waldparzellen, auf Wirtschaftlichkeit ausgelegte „Holzacker“. Die Industrialisierung der Bauwirtschaft führte zu einer Homogenisierung der Siedlungen, dadurch, sowie durch den einsetzenden Historismus verschwanden regionale Baustile zunehmend. Begünstigt wurde dies durch die Etablierung der Eisenbahn, die dafür sorgte, dass nun alle Baumaterialien überall erhältlich waren. Architekten ersetzten zunehmend die traditionellen Baumeister. Die neue Infrastruktur aus Schiene und Straße führte außerdem zu Trassierung und Begründigung von Verkehrslinien, Tore, Türme, Erker und Vorgärten mussten oftmals den neuen Fortbewegungsmitteln weichen. Umweltprobleme machten sich zum ersten Mal in größerem Maßstab bemerkbar. Die neuen Produktionsmethoden sorgten vielerorts für eine umfassende, noch nie erlebte Verseuchung von Erde, Luft und Wasser.⁷⁸

Dies alles sorgte dafür, dass der Großteil der einfachen Menschen sich nicht länger als Teil einer bäuerlichen Gemeinschaft, die im Einklang mit der sie umgebenden Natur wirtschaftet, erlebte, sondern als Einzelner Teil eines Massenphänomens wurde. Fortan, vor allem vor der Einführung eines allgemeinen Sozialsystems, war jeder selbst verantwortlich, ob es ihm und seiner Familie gut ging. Aus bäuerlichen Großfamilien wurden kleine Arbeiterfamilien, oftmals nur von einem arbeitenden Mitglied versorgt.

Das Individuum trennte sich also von der Landschaft und macht durch diesen Schritt zur Seite den Blick frei auf die Einheit oder Nichteinheit von Mensch und Natur. Genau dieser Schritt sorgte bei allen sozialen und ökologischen Problemen aber auch für ein Maß an Freiheit, wie sie sich Schiller wohl kaum träumen lassen konnte. Durch Aufhebung der wirtschaftlichen Abhängigkeit von der Natur, wurde der Blick auf sie frei: „*Ein freies Verhältnis des Menschen zur Natur kann nach Marx erst dann und dort entstehen, wo die Menschen die Bedingungen ihrer Existenz selbst geschaffen haben, wo diese also nicht mehr schlicht von Natur gegeben, sondern durch Arbeit gewonnen sind.*“⁷⁹

Diese neue Freiheit machte so etwas wie zweckfreies Reisen für eine größere Grup-

⁷⁸ vgl. SIEFERLE, Rolf Peter: Entstehung und Zerstörung der Landschaft, in: SMUDA, Manfred (Hrsg.): Landschaft, Frankfurt am Main 1986, S. 250 ff.

⁷⁹ EBERLE, Matthias: Individuum und Landschaft - zur Entstehung und Entwicklung der Landschaftsmalerei, Gießen 1986, S. 41

pe überhaupt erst möglich. Der Tourismus war geboren (1861 organisierte Thomas COOK die erste Pauschalreise). Die neuen Produktionsmethoden und Lebensverhältnisse sorgten aber auch dafür, dass die neu entdeckte Landschaft als Fluchtraum nötig wurde. Die natürliche Landschaft wurde als ursprünglicher Gegenentwurf zur „Industrielandschaft“ wichtig. Parks und Gärten dienten nicht länger der Dokumentation des Herrschaftsanspruchs einzelner Potentaten, sondern zur Ernährung und Erholung der Massen.

Dazu kam, dass die Entdeckungsreisen der vorigen Jahrhunderte und deren publizierte Reiseberichte die medialen Bilder für die Träume und Fluchtphantasien des erwachenden Bürgertums lieferten. James COOK, Louis Antoine de BOUGAINVILLE, Georg FORSTER und Alexander VON HUMBOLDT schufen einen neuen Typus von Naturforscher, der sein enges Studierzimmer gegen die weite Welt ein-tauschte und trotz aller Gefahren und Schwierigkeiten ständig Neues entdeckte. So trugen sie nicht nur dazu bei, das Licht der Wissenschaft in die finstere Wildnis zu bringen, sondern brachten auch die freie und zügellose Wildnis in das immer enger werdende Europa. Die aufkommende Abenteuerliteratur, etwa um Daniel DEFOEs *Robinson Crusoe* und Jules VERNEs *Kapitän Nemo* sorgten dafür, dass das Fernweh bereits bei den Jugendlichen geweckt wurde.

Und so erlebte nicht nur die Naturkunde einen enormen Aufschwung, auch das Bild vom edlen Wilden, wie es schon bei Tacitus durchschimmerte und während der Zeit der Völkerwanderungen von den Skythen gezeichnet wurde, wurde jetzt mit den kräftigen Farben eines Henri ROUSSEAU oder Paul GAUGIN gemalt. Die vermeintliche Naturnähe, Anmut und Unbefangenheit der „Wilden“ entzückte die Kulturtkritiker in den Salons Europas.

Statt erhabener Landschaften, die die empfindsame Seele verfeinern und läutern sollten, wurde nun wieder nach dem locus amoenus gesucht, der als Refugium dienen und das Böse des Alltags vergessen lassen sollte: „Ich erklimme die Felsen, die Berge, dringe in die Täler, die Wälder, um mich so weit als möglich dem Gedächtnis der Menschen und den Nachstellungen der Bösen zu entziehen. In dem Schatten eines Haines dümkt mir; ich sei vergessen, frei, ruhig, als hätte ich keine Feinde mehr oder als müsste mich das Laub der Bäume vor ihren Nachstellungen schützen, wie es sie aus meiner Erinnerung entfernt; und in meiner Torheit stelle ich mir vor, dass sie nicht an mich denken werden, wenn ich nicht an sie denke.“⁸⁰

Natur, auch die dargestellte, künstliche Natur war nicht länger Erkenntnis-, sondern Fluchttort und Projektionsfläche, auf der die idealisierte Wildnis des Dorf als Ausweg aus den Problemen des Hier erschien.

Was ängstigte und schreckte fand seinen Niederschlag nicht mehr in der landschaft-

80 ROUSSEAU, Jean-Jacques: *Die Bekenntnisse/Die Träumereien des einsamen Spaziergängers*, München 1978, S. 725

lichen Darstellung eines locus terribilis, sondern wurde in das Schattenreich der Träume und der fantastischen Literatur, wie etwa bei E. T. A. HOFFMANN, verbannt. An die Stelle des Erhabenen mit seiner Dialektik trat die Harmonie der Idylle. Statt aktiver Auseinandersetzung mit der Natur und der menschlichen Vernunft war nun die passive Harmonie der Idylle gefragt. Statt der Dialektik aus These und Antithese wurde die Synthese gesucht.

Die Überwindung des Glaubens an den einen, alles regelnden Gott durch das vernunftbegabte, emanzipierte Individuum, wie es die Aufklärung konstatierte und mit erhabener Kunst kommunizieren wollte, war für den gläubigen Christen und Freimaurer Caspar David Friedrich jedoch unvorstellbar: „*An die Stelle überwindbarer Schauereffekte der Aufklärungsästhetik tritt die existentielle Angst vor dem Ausgesetztsein in einer gottlosen Welt, tritt die ‚grenzenlose innere Einsamkeit angesichts einer vorgestellten äußerlichen Grenzenlosigkeit des Alls, das, wenn tatsächlich grenzenlos, auch gottlos wäre‘*“⁸¹

Wildnis ist bei Friedrich nicht mehr unkontrollierbare Naturgewalt und unermesslicher Schrecken, ihre vermeintliche Regellosigkeit ist vielmehr Teil einer mystischen Ordnung, von göttlicher Weisheit und Allmacht. Als Ausdruck dieser Erfahrung, zum Standhalten und zur Versöhnung, setzt Friedrich eine Bildregie ein, die auf doppelte Wirkung von Verstörung und Tröstung abzielt. Dabei setzt er auf Bilderfindung statt auf naturgetreue Abbildung, im Vorfeld gesammelte Studien und Skizzen komponiert er mit Hilfe geometrischer Konstruktion, Friedrich folgt hier der romantischen Doktrin von der mystischen Geometrie. Mathematik als transzendentes Symbol göttlicher Ordnung in der Unordnung. Das christliche Kreuz auf dem Berggipfel macht so aus dem Ort des wilden Chaos einen Zufluchtsort des Glaubens.

In den Vereinigten Staaten von Amerika entwickelten die Transzentalisten um Ralph Waldo EMERSON, Henry David THOREAU und Margaret FULLER ihren eigenen romantischen Weg der Aussöhnung mit der Wildnis. Natur, Bücher und



Abb. 12: Caspar David Friedrich, Kreuz im Walde, um 1835, Öl auf Leinwand, 42 x 32 cm, Staatsgalerie Stuttgart

⁸¹ GASSNER, Hubertus (Hrsg.): Caspar David Friedrich – die Erfindung der Romantik, München 2006, S. 11

Handlung sahen sie als Bezugspunkte für eine Erziehung, die zu einem Leben in Einklang mit der Welt und der Wildnis führen sollten.

Natur stellt dabei den Urgrund menschlichen Seins dar, die Wildnis liegt dem Menschen angeborenermaßen näher als die städtischen Siedlungen. Die Natur ist Hort allumspannender Weisheit, hat nie versiegende Heilkräfte und das Leben nach ihren Regeln führt zu Transzendenz und Einssein mit Gott: „*In the woods, we return to reason and faith. There I feel that nothing can befall me in life, - no disgrace, no calamity, (leaving me my eyes,) which nature cannot repair. Standing on the bare ground, - my head bathed by the blithe air, and uplifted into infinite space, - all mean egotism vanishes. I become a transparent eye-ball. I am nothing. I see all. The currents of the Universal Being circulate through me; I am part or particle of God*“⁸².

Bücher dienten der Auseinandersetzung mit Kultur und die entsprechende Handlung der Erprobung von Gedanken zu deren Verbesserung.

Thoreaus *Walden – oder das Leben in den Wäldern* von 1854 wurde nicht nur einflussreiche Anleitung zum gewaltfreien, zivilen Ungehorsam und damit unter anderem Inspiration für Gandhi, sondern auch Gegenentwurf und Auseinandersetzung mit der amerikanischen Kultur und damit seinerseits wiederum fester Bestandteil von ihr.

Die Anerkennung der Natur als Selbstzweck und das Schätzen der unberührten Wildnis als Ort der seelischen Heilung, machten die amerikanischen Transzendentalisten zu einer der einflussreichsten Quellen der aufkeimenden Naturschutzbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Auch im Deutschland des neuen Jahrhunderts hatten sie ihre Anhänger und inspirierten verschiedene Bewegungen, wie etwa die Lebensreformbewegung oder die Freikörperkultur.

2.3.8 Who's afraid of Red, Yellow and King Kong?

Das Erhabene wurde erst im 20. Jahrhundert wieder Thema der Kunst. Die Schrecken des Ersten und Zweiten Weltkriegs verschoben allerdings das Motiv des Erhabenen von der natürlichen in die menschliche Wildnis. Die Industrialisierung hatte auch die Waffentechnologie erfasst und aus dem heroischen Kampf Mann gegen Mann anonyme Massenvernichtung gemacht. Das Unbeherrschbare, Unkontrollierbare fand sich nun nicht mehr außerhalb der Gesellschaft, sondern innerhalb, aus den Vulkanausbrüchen eines John Martin wurden die Schlachtfelder eines Paul Nash.

1948 veröffentlichte Barnett Newman seinen Essay *The Sublime is now* und versuchte auch in seinen großformatigen Farbfeldmalereien, der Erfahrung des Erhabenen gerecht zu werden. Das Erhabene ist bei Newman jedoch nicht mehr Reaktion auf Gegenständliches wie wilde Natur oder Kriegsgeschehen, es zeigt sich vielmehr im ge-

82 EMERSON, Ralph Waldo: *Nature* (1836), in: MYERSON, Joel: *Transcendentalism – a reader*, Oxford 200, S. 127 f.

schichtslosen hier und jetzt, im Zurückgeworfen sein des Individuums auf sich selbst im Erleben des Augenblicks. „*Dass hier und jetzt dies Bild ist und nicht vielmehr nichts ist, das ist das Erhabene.*“ Schreibt dazu der französische Philosoph Jean-François Lyotard in seinem Essay „*Das Erhabene und die Avantgarde*“.⁸³



Abb. 13: Barnett Newman, *Who's afraid of Red, Yellow and Blue I*, 1966, Öl auf Leinwand, 75 x 48 inches, Collection S. I. Newhouse, Jr., New York



Abb. 14: Jackson Pollock, *Nummer 28*, 1950, Duco und Aluminiumfarbe auf Leinwand, 173 x 267 cm, Chicago, Sammlung Mrs. Albert H. Newman

Auch Jackson Pollock thematisierte mit seinen „Drippings“ das Erhabene in nicht-gegenständlicher Form. Dabei eignete er sich sowohl die Technik, als auch den horizontfreien flächigen Bildaufbau über die Sandmalereien der Navaho-Indianer in Neumexiko an. Die fremde Kultur der edlen Wilden diente wieder einmal der Reflexion von eigener Kultur und Seherfahrung. Mit dem hierarchiefreien All-Over seines Bildaufbaus folgte Pollock jedoch nicht nur der Malweise der Indianer sondern löste auch die Forderung Adornos nach der „*Rettung des Vielen im Einen*“ und der „*Gerechtigkeit gegenüber Heterogenem*“ ein – und das zwanzig Jahre bevor Adorno diese Forderungen in seiner vom Erhabenen geprägten *Ästhetischen Theorie* formulierte⁸⁴.

83 LYOTARD, Jean-François: Das Erhabene und die Avantgarde, in Kunstforum International Band 75, Ruppichteroth 1984, S. 121 ff.

84 vgl. hierzu WELSCH, Wolfgang: Adornos Ästhetik: eine implizite Ästhetik des Erhabenen, in PRIES, Christine (Hrsg.): Das Erhabene - zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn, Weinheim 1989, S.185 ff.

Die Grunderfahrung der Wildnis als den Bereich, den der Mensch nicht unter Kontrolle hat, der nicht zielgerichtet nur sich selbst zum Zweck hat, löste sich in der Neuzeit also weitgehend von der Natur als Ort der Wildnis. Die ungegenständliche und abstrakte Kunst, lieferte das adäquate Medium, die Erfahrung Wildnis oder das Erlebnis des Erhabenen vom Gegenstand der Natur zu entkoppeln.

Die wilde Natur kehrt ihrerseits in der aufkommenden Unterhaltungsindustrie wieder. Bereits 1912 wurde die erste Geschichte des von Affen in der Wildnis aufgezogenen *Tarzan* veröffentlicht und in der Folge erreichte der Dschungelheld mit dem markanten Kampfschrei über neue Medien wie Comics, Hollywoodfilme und Fernsehserien noch nie da gewesene Popularität. Die Geschichte selbst ist jedoch die alte vom edlen Wilden. Allerdings war es für die Bewohner des damaligen Kolonialsystems wohl nicht vorstellbar, einen edlen Geist in einem schwarzen Körper zu finden und so wurde die Rolle einem weißen Findelkind zuerkannt. Von wilden Tieren ernährt und erzogen führt Tarzan ein Leben in Harmonie mit der Natur und voller Abenteuer. Erst der Einbruch der Zivilisation in Form eines westlichen Forscherteams stört dieses Leben mit den Verlockungen eines angenehmen Lebens und einer schönen Frau. Diese jedoch lernt das einfache aber aufrichtige Leben des Dschungels zu schätzen und haust fortan mit Tarzan und dem Affen Cheetah in einem Baumhaus.

Alles in allem eine Idylle, die vor allem in den Dreißiger Jahren imaginärer Zufluchtsort der von der Weltwirtschaftskrise gebeutelten Kinogänger wurde. Wildnis also wieder einmal als Idylle und Ort tugendsamer Menschen, wie sie die Tagespolitik vermissen ließ. Auch andere Abenteuerfilme der Zeit und in Deutschland das Genre des Bergfilms, schlugen in diese Kerbe.

Und noch eine Figur tauchte 1933 aus den exotischen Urwäldern Hollywoods auf: King Kong. Der große Affe, der von einem Filmteam mit Hilfe der weißen Schönheit Ann Darrow aus der Wildnis in die Zivilisation verschleppt wird und in dieser beträchtlichen Schaden anrichtet, bevor er von Kriegsgerät niedergestreckt wird, musste in den letzten siebzig Jahren so einige Interpretationen über sich ergehen lassen: politische, rassistische, imperialistische, sexistische, ökonomische, sozialistische: „*Mit dem Tod King Kongs am Empire State Building hatte die amerikanische Gesellschaft also eine ganze Reihe ihrer Gespenster zugleich abgewehrt, von unziemlicher Lüsternheit bis zum Faschismus, von der Emanzipation der Frau bis zur Wirtschaftskrise, vom Afroamerikaner, der seine Rechte einforderte, bis zum nutzlosen Männerkörper in der Arbeitslosigkeit. Diese Phantasie von der Abwehr böser Kräfte trug zum Erfolg des Films vielleicht mindestens ebenso bei wie die eindrucksvolle Tricktechnik*“.⁸⁵

85 SEESSLEN, Georg: Die Bestie probt den Aufstand – Warum King Kong das Wunder der Verwandlung verweigert werden musste, in SEESSLEN, Georg: Clint Eastwood trifft Federico Fellini – Essays zum Kino, Berlin 1996

Doch nicht nur die Stop-Motion-Technik war neu an King Kong. Zum ersten Mal brach mit dem großen Affen die Wildnis in die Zivilisation ein, wenn auch zugegebenermaßen unfreiwillig. Die verheerenden Auswirkungen des Zusammenstoßes von Zivilisation und Wildnis fanden also nicht mehr in einem fernen Land, in exotischer Botanik statt, sondern mitten in den Straßenschluchten Manhattans. Die Segnungen der Zivilisation boten von da an keinen Schutz mehr vor der Wildnis, im Gegenteil, schließlich hatte die Unterhaltungsindustrie in der Person von Carl Denham erst dafür gesorgt, dass aus dem Dschungelgott Kong eine zerstörerische Umweltkatastrophe wurde.

Somit tritt zu den genannten Interpretationen King Kongs auch noch die ökologische. Die geknechtete Natur, zu fragwürdigen Zwecken ausgebeutet, schlägt anfangs noch zurück, wird aber letztendlich von der Technik, in Form von Flugzeugen, endgültig zur Strecke gebracht. Im Remake des Filmes von John GUILLEMIN im Jahr 1976 tritt diese ökologische Konnotation eindeutig in den Vordergrund. Hier ist es kein Filmteam, sondern ein raffgieriger Ölkonzern, der eher zufällig auf das Naturwunder trifft und es publicitywirksam der Unterhaltungsindustrie opfert. Aus dem rauen Naturburschen Jack Driscoll, der in der ersten Fassung noch die weiße Frau rettet und schließlich heiratet, wurde 1976 der Anthropologe Jack Prescott, der mit den Mitteln des investigativen Journalismus die Machenschaften des Ölmultis aufdecken und die seltene Affenart der einsamen Insel retten will. Wieder ist King Kong am Puls der Zeit, schließlich hatte nur vier Jahre früher der Club of Rome auf die Grenzen des Wachstums hingewiesen.

Das Erhabene taucht also nicht nur in Form eines Riesenaffen wieder auf, sondern vor allem in der Gestalt der ökologischen Krise. Dass die größte Gefahr für den Menschen, der Mensch darstellt, war spätestens seit Abwurf der ersten Atombombe auf Hiroshima am 6. August 1945 klar. Der entfesselte Feuersturm, der nicht nur ganze Landstriche verwüsten, sondern die Existenz des gesamten Planeten gefährden kann, kam eben nicht aus einem Vulkan oder aus einem Schneesturm, sondern aus einem US-amerikanischen Waffenlabor. Die grausamen Folgen der neuen Gefahr konnten jedoch wohl doch besser in Naturform bewältigt werden und so bevölkerten zahllose, durch atomar bedingte Mutation geschaffene, Monster das frühe Nachkriegskino.

Das Erhabene ist also nicht mehr in der Wildnis zu finden, sondern in ihrer Zerstörung. Das Übermächtige, Schreckenserregende liegt nicht mehr in der wilden Natur als dem Gegenteil von Zivilisation, sondern in den Folgen dieser Zivilisation auf die Wildnis. Doch auch über diesen Schrecken kann sich der Mensch kraft seiner Vernunft erheben und Lösungen finden, die ihn aus der ökologischen Krise zurück in ein idyllisches Arkadien führen. Hoffentlich.

2.3.9 aktuelle Wildnis

Schaut man sich in der Jetztzeit um, findet man die Wildnis nach wie vor in Form von Idylle oder Erhabenem. Dabei findet sich die Idylle vor allem in der Unterhaltung, während das Erhabene für hohe Kunst und Philosophie reserviert scheint.

Wie schon zu Tarzans Zeiten bemächtigt sich die Idylle auch heute neuer Medien, so bewegen sich etwa die Spieler des Online-Rollenspiels *World of Warcraft* in einer technisch aktuellen, weil virtuellen Naturlandschaft, die optisch jedoch an romantische Schweisen von Landschaft anknüpft. Und die Werbung verspricht, dass man nur das richtige Automodell oder die richtige Funktionskleidung benutzen müsse, damit aus der Wildnis der Wüste und der Berge ein locus amoenus des Fahrspäßes und der Abenteuer wird.

Das Erhabene findet sich dagegen nach wie vor eher in der künstlerischen Darstellung gesellschaftlicher Phänomene, wie etwa die Schauermodelle der CHAPMAN-Brüder oder Andreas GURSKYs Bilder von Massenphänomenen. Doch einen entscheidenden Unterschied gibt es: dem zeitgenössischen Künstler steht ein wesentlich größerer kunsthistorischer Werkzeugkasten zur Verfügung, aus dem er sich mal mehr, mal weniger ironisch bedienen kann.

Selbst der King Kong aus Peter JACKSONS Neuverfilmung von 2006 steckt im Dilemma zwischen dem Schönen und dem Erhabenen. Auf der einen Seite ist da der archaische Graben voller urzeitlicher Kriechtiere und die Dinosaurier, also gewissermaßen seine eigene naturhafte Herkunft, gegen die er unermüdlich ankämpft und über deren dumpfe Triebhaftigkeit er sich zu erheben sucht, auf der anderen Seite schätzt er die Idylle seines hochgelegenen Felsens mit der pittoresken Aussicht über seine Insel, wo er seinen Träumen und Sehnsüchten nachhängen kann.

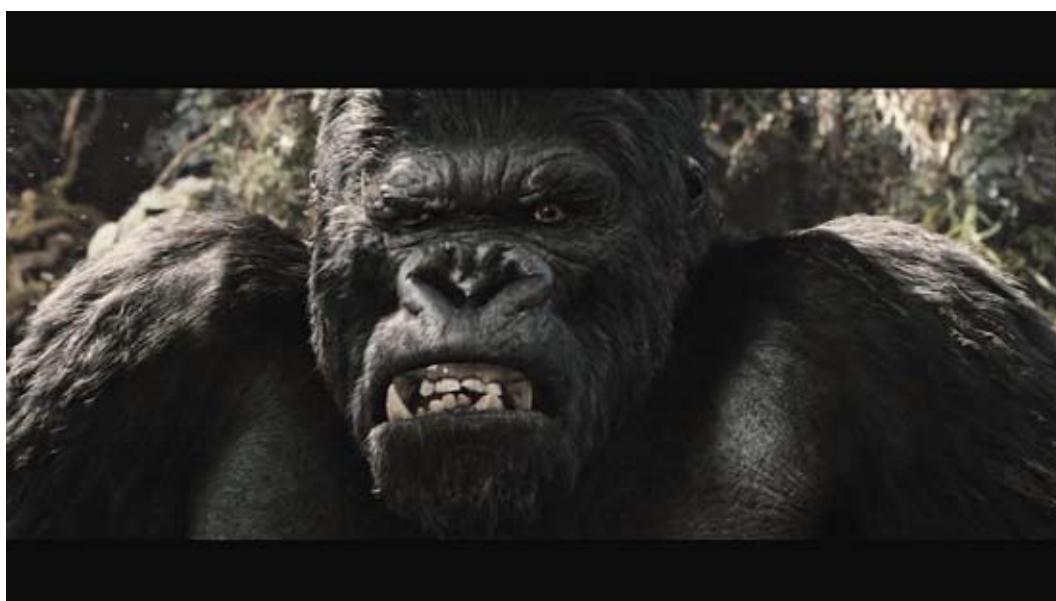


Abb. 15: Filmstill aus King Kong, Universal Studios 2006, Regie Peter Jackson

3. Resümee

Mir ist bewusst, dass ich mit meinen Untersuchungen das Thema Wildnis nur sehr oberflächlich ankratzen konnte. Jeder einzelne Teilbereich verdiente ausführlichere Erforschung. Ich sehe die vorliegende Arbeit auch nicht als umfassendes Kompendium zur Wildnis, sondern als ersten Ausgangspunkt für weitergehende Studien. Also eher grobe Skizze einer ersten Forschungsreise in die Terra Incognita, als Satellitenbild in *google earth*.

Wir haben also gesehen, dass es reale Wildnis im Sinne einer vom Menschen nicht beeinflussten Natur nicht mehr gibt, die Suche nach Unbekanntem und nicht Kontrollierbarem in Kunst und Wissenschaft hält jedoch unvermindert an. Wildnis scheint also eher innere Notwendigkeit denn äußere Landschaft zu sein.

Die biologische Grundtendenz, Lebendiges positiv zu bewerten ist nur eine anthropologische Strukturkraft im Umgang mit dem Wilden und Unbekannten, auch für die kindliche Entwicklung ist der Kontakt mit Neuem und Unbekannten entscheidend.

In der Tiefenpsychologie wurde das Bild von der Wildnis von FREUD dazu verwendet, innere Zusammenhänge um Ich, Es und Über-Ich zu verdeutlichen. Die inneren Bilder sind ihrerseits jedoch entscheidend für unseren Blick auf die äußere Wildnis. Wildes Denken findet nach LÉVI-STRAUSS weniger bei den „Wilden“ statt, die ihr eigenes System der Klassifikation zur Erklärung der Welt nutzen, sondern in den unreglementierten Bereichen der eigenen Kultur, wie Kunst und Soziales.

In der Geschichte des Menschen spielte die Darstellung der Wildnis durch alle Epochen hindurch eine wichtige Rolle. Zeitgenössische Medien von der Felszeichnung bis zur virtuellen Realität dienten immer auch der Auseinandersetzung mit dem Anderen, dem Fremden, Unbekannten und Unkontrollierbaren – der Wildnis. Dabei oszilliert die Bewertung von Wildnis zwischen Idylle und Erhabenem, je nach historischem Zeitgeist und gesellschaftspolitischer Entwicklung. In der Moderne entkoppelte sich das Erhabene weitgehend von der Darstellung von Natur, erscheint jedoch immer öfter in der Darstellung aktueller Gesellschaftsphänomene.

Künstler begaben sich einst wie jetzt immer auch in die Rolle des Wilden, der sich frei von gängigen Reglementierungen in kulturellem Neuland bewegen kann und über neue und manchmal exotisch wirkende Kunst die etablierte Kultur auf ihre Träume und Ängste hinweisen kann.

Wildnis war also schon immer ein ästhetischer und emotionaler Bezugspunkt im Koordinatensystem menschlicher Kultur. Ob sie diese Rolle auch noch einnehmen könnte, wenn es keine wildnisnahen Gebiete mehr auf unserem Planeten gäbe? Vielleicht, hoffen wir jedoch, dass wir es nie herausfinden müssen.

4. Literaturverzeichnis

- ADORNO, Theodor W.: Ästhetische Theorie, Frankfurt am Main 2003
- BÄTSCHMANN, Oskar: Jackson Pollock - Gestalter unserer Zeit, Luzern 1971
- BAYRISCHE AKADEMIE FÜR NATURSCHUTZ UND LANDSCHAFTSPFLEGE (Hrsg.): Schön wild sollte es sein... Wertschätzung und ökonomische Bedeutung von Wildnis, Laufener Seminarbeiträge 2/99, Laufen/Salzach 1999
- BÖHME, Hartmut: Natur und Subjekt, Frankfurt am Main 1988
- BRÜDER GRIMM: Kinder- und Hausmärchen, Düsseldorf - Köln 1962
- CARSON, Rachel: Der stumme Frühling, München 1979
- DUERR, Hans-Peter: Traumzeit - über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation, Frankfurt am Main 1979
- EBERLE, Matthias: Individuum und Landschaft - zur Entstehung und Entwicklung der Landschaftsmalerei, Gießen 1986
- ESCHENBURG, Barbara: Landschaft in der deutschen Malerei - vom späten Mittelalter bis heute, München 1987
- FREUD, Sigmund: Das Ich und das Es (1923) in: Sigmund Freud Studienausgabe Band III Psychologie des Unbewussten, Frankfurt am Main 1975
- FREUD, Sigmund: Totem und Tabu - einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker, Frankfurt am Main 1972
- GARBER, Klaus: Der locus amoenus und der locus terribilis - Bild und Funktion der Natur in der deutschen Schäfer- und Landlebendichtung des 17. Jahrhunderts, Köln 1974
- GASSNER, Hubertus (Hrsg.): Caspar David Friedrich – die Erfindung der Romantik, München 2006
- GEBHARD, Ulrich: Die Bedeutung von Naturerfahrungen in der Kindheit. Vortrag am Fachtag „Naturnahes Spielen in Bremen“ am 17.10.2007, dokumentiert unter <http://www.bund-bremen.net/kinder-jugend/pdf/Fachtag-Gebhard-Bedeutung-Naturerfahrungen.pdf> vom 8.5.2008
- GEBHARD, Ulrich: Kind und Natur. Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung, Opladen 2001
- HELD, Heinz-Georg: Schnellkurs Romantik, Köln 2003
- HESS, Thomas B.: Barnett Newman, New York 1971
- HOCKNEY, David: Cameraworks, München 1984
- KANT, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, Frankfurt am Main 1974

- KAUFMANN, Stefan: Soziologie der Landschaft, Wiesbaden 2005
- LESCH, Walter (Hrsg.): Naturbilder - Ökologische Kommunikation zwischen Ästhetik und Moral, Basel 1996
- LÉVI-STRAUSS, Claude: Das wilde Denken, Frankfurt am Main 1968
- LONGINUS: Vom Erhabenen, Stuttgart 1988
- MITSCHERLICH, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte - Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt am Main 1965
- MITSCHERLICH, Alexander: Thesen zur Stadt der Zukunft, Frankfurt am Main 1971
- MOULIN, Rauol-Jean: Ursprung der Malerei, Lausanne 1965
- MYERSON, Joel: Transcendentalism – a reader, Oxford 200
- POCHAT, Götz: Das Fremde im Mittelalter - Darstellung in Kunst und Literatur, Würzburg 1997
- POLITISCHE ÖKOLOGIE, Nr. 59: Wa(h)re Wildnis, München, April 1999
- POLITISCHE ÖKOLOGIE, Nr. 96: Landschaftskult - Natur als kulturelle Herausforderung, München, Oktober 2005
- POLITISCHE ÖKOLOGIE, Nr. 99: Die Zukunft der Natur, München, März 2006
- PRIES, Christine (Hrsg.): Das Erhabene - zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn, Weinheim 1989
- RAUH, Horst Dieter: Heilige Wildnis - Naturästhetik von Hölderlin bis Beuys, München 1998
- REINERS, Annette: Praktische Erlebnispädagogik, Alling 1993
- ROUSSEAU, Jean-Jacques: Die Bekenntnisse/Die Träumereien des einsamen Spaziergängers, München 1978
- SCHAMA, Simon: Der Traum von der Wildnis - Natur als Imagination, München 1996
- SCHIEMANN, Gregor (Hrsg.): Was ist Natur? Texte zur Naturphilosophie, München 1996
- SCHILLER, Friedrich: Über naive und sentimentalische Dichtung, Stuttgart 2002
- SCHILLER, Friedrich: Vom Pathetischen und Erhabenen - Schriften zur Dramentheorie, Stuttgart 1970
- SEEL, Hansjürgen, Sichler, Ralf und Fischerlehner Brigitte (Hrsg.): Mensch - Natur - zur Psychologie einer problematischen Beziehung, Opladen 1993

- SEESSLEN, Georg: Clint Eastwood trifft Federico Fellini – Essays zum Kino, Berlin 1996
- SMUDA, Manfred (Hrsg): Landschaft, Frankfurt am Main 1986
- TACITUS, Cornelius: Germania, Frankfurt am Main 1980
- THOREAU, Henry David: Walden oder Leben in den Wäldern, Zürich 1979
- TROMMER, Gerhard: Wildnis - die pädagogische Herausforderung, Weinheim 1992
- WAGNER, Richard: Naturspielräume gestalten und erleben, Münster 2001
- WALTER, Hans: Pans Wiederkehr - Der Gott der griechischen Wildnis, München 2001
- WILSON, Edward Osborne: Biophilia, Cambridge, Massachussets and London, England 1984
- WÜRTTEMBERGISCHER KUNSTVEREIN (Hrsg): Naturbetrachtung - Naturverfremdung, Stuttgart 1977
- ZUCCHI, Herbert & Stegmann, Paul (Hrsg.): Wagnis Wildnis - Wildnisentwicklung und Wildnisbildung in Mitteleuropa, München 2006

5. Abbildungsverzeichnis

- S. 11 Abb. 1: äußere Wildnis – innere Wildnis – kommunizierte Wildnis
- S. 21 Abb. 2: Schaubild die Strukturkräfte unseres Handlungs- und Erlebnisraumes, aus: Seel, Hansjürgen, Sichler, Ralf und Fischerlehner Brigitte (Hrsg.): Mensch - Natur - zur Psychologie einer problematischen Beziehung, Opladen 1993, S. 101
- S. 24 Abb. 3: Warum der Gang in die Wildnis erfolgt, aus: BAYRISCHE AKADEMIE FÜR NATURSCHUTZ UND LANDSCHAFTSPFLEGE (Hrsg.): Schön wild sollte es sein... Wertschätzung und ökonomische Bedeutung von Wildnis, Laufener Seminarbeiträge 2/99, Laufen/Salzach 1999, S. 53
- S. 26 Abb. 4: Sigmund Freud – das Ich und das Es, aus: FREUD, Sigmund: Das Ich und das Es (1923) in: Sigmund Freud Studienausgabe Band III Psychologie des Unbewussten, Frankfurt am Main 1975, S.293
- S. 34 Abb. 5: Höhlenmalerei, Lascaux, aus: Moulin, Rauol-Jean: Ursprung der Malerei, Lausanne 1965, S. 29
- S. 36 Abb. 6: Der Hirt flieht vor Pan, Herme des Preapos, 470 v. Chr., aus: Walter, Hans: Pans Wiederkehr - Der Gott der griechischen Wildnis, München 2001, S. 72
- S. 37 Abb. 7: Pan des Polyklet, Kopie nach Original um 410 v. Chr., aus: Walter, Hans: Pans Wiederkehr - Der Gott der griechischen Wildnis, München 2006, S. 74
- S. 38 Abb. 8: Villa di Livia, Nationalmuseum Rom
- S. 41 Abb. 9: Die Verstricktheit der Welt – um 1130. Oberer Teil des Bestienpfeilers der Marienkirche von Souillac, aus: DUBY, Georges: Die Kunst des Mittelalters I, Genf 1966, S.69
- S. 43 Abb. 10: James Hall, Stich aus Essay on the Origins, History and Principles of Gothic Architecture, 1751, aus: SCHAMA, Simon: Der Traum von der Wildnis, München 1996, S. 255
- S. 50 Abb. 11: Joseph Wright of Derby: Vesuvius in Eruption, with a View over the Islands in the Bay of Naples ca.1776-80, Öl auf Leinwand, 1220 x 1764 mm, Tate Britain, London
- S. 53 Abb. 12: Caspar David Friedrich, Kreuz im Walde, um 1835, Öl auf Leinwand, 42 x 32 cm, Staatsgallerie Stuttgart, aus: Gaßner, Hubertus (Hrsg.): Caspar David Friedrich – die Erfindung der Romantik, München 2006, S. 301
- S. 55 Abb. 13: Barnett Newman, Who's afraid of Red, Yellow and Blue I, 1966 , Öl auf Leinwand, 75 x 48 inches, Collection S. I. Newhouse, Jr., New York, aus: HESS, Thomas B.: Barnett Newman, New York 1971
- S. 55 Abb. 14: Jackson Pollock, Nummer 28, 1950, Duco und Aluminiumfarbe auf Leinwand, 173 x 267 cm, Chicago, Sammlung Mrs. Albert H. Newman, aus: BÄTSCHMANN, Oskar: Jackson Pollock - Gestalter unserer Zeit, Luzern 1971, Tafel 34
- S. 58 Abb. 15: Filmstill aus King Kong, Universal Studios 2006, Regie Peter Jackson